

14. 12. 1922

Ostdeutsche Monatshefte

Staat
höhere
Schule

Weihnachtsheft



Wöhle

Verlag: Georg Stille, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 9

Neue Presseurteile

über das erfolgreiche Buch des Herausgebers
der „Ostdeutschen Monatshefte“

Carl Lange

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente
eines Augenzeugen

14. — 20. Tausend · 2. eränderte u. erweiterte Aufl.

Beferzeitung v. 1. 8. 22: . . . Das Treue-
halten eines Freundes zu einem Gefallenen,
die Warnung eines Mannes vor Ungerechtig-
keit, das Glaubensbekenntnis eines Aufrechten
. . . der unbefümmerte Versuch eines Ehr-
lichen, der Wahrheit eine Gasse zu bahnen . . .
Hans Franck

Presse: Geh. 30. — M. In Halbleinen 20. — M.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow · Leipzig

JEDER Volkswirt, Jurist, Politiker
JEDER Industrielle und Kaufmann
JEDER leitende Beamte und Angestellte

Jeder, der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das 14tägig erscheinende, für den aktu-
ellen Gebrauch, wie als Nachschlagewerk noch
nach Jahren gleich wertvolle u. unentbehrliche

„Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft“

Über die ganze Welt verbreitet!

Vorzügliches Anzeigenorgan!

„Europäisches Wirtschafts-Adreßbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren
Geschäftsstellen oder unmittelbar bei der

Verlagsanstalt München, G. m. b. H.,
München, Ludwigstrasse 17 a/II

Sieben erschien:

Gold

Politischer Roman aus der Gegenwart von
Karl-August von Laffert

Brosch. Grdz. 3.50 M., geb. Grdz. 4.50 M.
multippliziert mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl

Gold ohne Geldwert ist das Ergebnis dieses ebenso fesselnden
wie offenen und kühnen Buches. Durch
Europa, Asien und Amerika jagt das Geschehen dieser packenden, fesssam spannenden
Dichtung, die jeden Leser auf das höchste fesselt.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36 Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

Zoppot

Hotels und Pensionen geöffnet

Kasino — Theater — Kabarett

Bunte Abende und Künstler-Vorführungen

WINTER-SPORT

Warmbad mit allen medizinischen Bädern

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

Dezember 1922

Nr. 9

Weihnachten

Von Johanna Beckmann

Im Wald wollte Weihnachten werden.
Er schleppte und schleppte, und es wurde ihm schwer, und er dachte, wenn Weihnachten kommt, dann wird alles gut.

Und die Anderen sahen ihn an. Ein jeder trug seine Last, aber sie sahen, er konnte nicht mehr und halfen ihm tragen.

Und es wurde ihm immer schwerer. Und er meinte, nun muß doch bald Weihnachten sein; er fühlte den Tannenduft. Und wurde müder und müder.

Und Weihnachten kam.

Und im lauschigen Walde die Seelen feierten Weihnachten. Die Kerzen brannten, und alle kamen und wurden zufriedener, die Wichtel und Elfen und Gnomen, und alle freuten sich. Und eine Helle erschien und mit schneeigen Schwingen

schwebten die Engel herab und über den Kronen erklang das Wort: Ich verkünde euch Freude — und Frieden auf Erden.

Und er war still geworden. Seine Last, die er getragen hatte, lag unter den Fichten dicht neben ihm, es war eine schwere Last, und er schaute in die Klarheit, und er verstand sie nicht und meinte, morgen muß ich weitertragen; der Weg ist weit, und ich kann doch nicht mehr.

Dann wurde es dunkel und die Lichter waren erloschen, und er war allein und meinte, ich muß wieder wandern. Und er versuchte, sich aufzurichten und konnte es nicht, er wollte nachdenken, und es ging nicht, und da lag er zusammengekauert im Moos ganz still. — Und er fühlte



Tannenbäumchen im Wald
Scherenschnitt von Johanna Beckmann

ein einziges Licht, nicht eine Kerze, kein Stern; es war so leise wie Mondenschein, und das Licht kam näher.

Und er sah, das war ein Engel in weißem Gewand, und über ihm schwebte das Licht.

Der sah ihn an und sagte kein Wort. Da sah der Kleine ihn wieder an.

Der Engel fragte ihn: „Was willst du haben als Gabe?“

Er entwortete: „„Ruh'!““

„Möchtest du sterben?“

Er sagte: „„Nein, ich muß meine Last noch tragen.““

„Willst du denn leben?“

Er sagte: „„Nein.““

„Willst du wandern?“

„„Ich kann doch nicht.““

„Was also möchtest du haben zum Weihnachts-geschenk?“

Er sagte: „„Ruhe““ und schloß seine Augen.

Und leise wölbte ihm der Engel den Hügel zur Höhle und sagte zu ihm: „Nun hast du ein Hättlein.“

„„Meins?““ fragte der Kleine.

„Ja, dein für eine kleine Zeit.“

Und ihm fielen wieder die Lider zu.

Da zündete der Engel am Fichtenbaum ein einziges Lichtlein an und überglitzerte ihn mit silbernen Säden.

Und der Kleine schlug seine Augen auf, und im Wipfel des Baumes strahlte ein Stern. Und der Engel sagte ihm: „Das ist dein.“

Und er wollte sich aufrichten und konnte es nicht, denn er war zerbrochen unter der Last und fragte: „„Darf ich schlafen?““

„Ja,“ sagte der Engel zu ihm, „du hast Ruh.“

Da lächelte er und sagte: „„Nun ist Weihnachts-nachten.““

Und er schlief ein, und die Stürme brausten, und es war eiskalt. Und der schimmernde Schnee sank hernieder und deckte den Wald und die Welt. Und er fühlte das halb im Traum und fühlte den brennenden Schmerz in den Gliedern, wenn er versuchen wollte, sich aufzurichten und sank zurück und wußte: Nun ist Ruh.

Und das Lichtlein leuchtete leise Tag und Nacht.

Und der Engel kam wieder und wieder in dunklen Nächten und fragte ihn: „Was ist mit dir?“

Er sagte: „„Ich wollte Keime einsenken und Bäumchen behüten und Blumen pflanzen, und ich mußte schleppen und schleppen.““

„Waram?“

„„Der Boden war da nicht richtig, und mir

war das vertraut, so muß ich es weitertragen, und das war mir zu schwer.““

„Und was wolltest du tun?“ fragte der Engel.

„„Ich weiß es nicht?““

„Siehst du den tiefen, weiten Schnee, der deckt das Leben zu, war da dein Weg?“

„„Ja.““ sagte er.

„Siehe,“ sagte der Engel, „du meinst, da wäre nicht der rechte Grund für deine Keime und Blumen. Gib acht, wenn Frühling wird, sie werden blühen. Du hast sie eingesenkt.“

„„Ich?““ fragte er.

„Ja, du; wenn sich von deiner Last ein Samenkorn gelöst hat, das hat dann Wurzel geschlagen — und das wird leben.“

Da sagte er: „„Das ist schön.““

„Und morgen oder übermorgen oder vielleicht noch später wird dir sich zeigen der Grund, da alle deine Keime gründen können.“

Der Kleine sah ihn an und sagte: „„Ist das sehr weit bis dahin, muß ich aufsteh'n? Ich kann doch nicht. Und wenn das zu weit ist, verderben die Samen indessen — und sie sind mir vertraut.““

Der Engel sprach: „Ich will dein Leben behüten.“

Und er schlief wieder ein. Und es ward ganz, ganz dunkel und schwarze Flügel schwebten schwer über ihm. Und er schaute auf und erblickte den Tod. Der sah ihn an und legte ihm die Hand auf sein Herz und sprach: „Du bist mein und wirst mich nimmer vergessen.“ Und er fühlte den eisigen Odem dicht über sich und durfte nicht sterben.

Um ihn war dunkle Nacht, und er konnte sich nicht besinnen. Und sein Engel kam wieder und sagte: „Du brauchst nicht zu wandern,“ und er war zufrieden und ruhte still.

Und siehe, leise, leise trieben die Schneeflocken. Und er fühlte das im Traum und fühlte das Leben und konnte doch nicht wandern und schlief und schlief. Und manchmal bei Nacht, da sah er den Engel wieder. Neben dem Lager lagen die Bündel der Bäumchen und seine Keime und Samen und all seine Last — ihm aber schien, als hätte der Engel sie angerührt, er wollte sie wohl behüten.

Da schlief er wieder ein und war zufrieden.

Und Tag um Tag verging. Er richtete sich nicht viel auf, nur ein wenig, so daß er die Sonne sinken sehen konnte im Westen wie Blut und Flammen und Gold. Der Wald war so schön, und er hatte Ruhe, die war ihm vom Engel geschenkt.

Und Dämmerung lag leise über den Tiefen, Die Höhen der Hügel waren noch licht durch das Flammengold. Und er schlug seine Augen auf. Er fühlte das Läuten der Glocken von fern — und da stand vor ihm sein Engel und gab ihm die Hand und sagte: „Komm mit.“

Und er konnte gehn an der Hand des Andern. Der Engel führte ihn vor die Höhle und noch einen Schritt und sagte zu ihm: „Sieh hin.“

Und er sah — und seine Bäumchen waren eingesenkt und seine Keime trieben und grüntem, und seine Blumen wollten blühen.

Und der Engel sagte: „Siehst du, hier ist dein Grund, du konntest nicht mehr schleppen. Nun ist es genug. Und das wird leben.“

„Darf ich es hüten?“ fragte er.

„Ja“, sprach der Geist, „für eine kleine Zeit. —

Und dann wird — Ruh.“

★

Kleine Zeit. Und er glaubte das — und dann Ruh. Da kam der große Geist des Bösen durch die Welt und

verheerte die Erde, und Wälder und Felder verbrannten. Der Engel barg sich in Gründen und konnte nicht helfen.

Und er war allein. „Der böse Geist wird kommen und meins verderben“, sagte er und grub wohl hie und da ein Bäumchen aus und schleppte es weiter, immer weiter und senkte es wieder ein.

Und der Böse kam wie Feuer und Sturm durch den ganzen Wald, und manch ein Bäumlein wurde zerbrochen und manch ein anderes wurde verbrannt. Da sah er traurig zu und fing die Arbeit von neuem an und pflanzte und hütete.

Und wenn er müde war in der Nacht, immer wieder fühlte er den eiskalten Odem des Todes. Aber der holte ihn nicht.

Und immer wieder sagte ihm sein Engel: „Halt aus.“

Dann sagte er lächelnd im Traum: „Eine kleine Zeit — dann wird Ruh — und das wird leben.“

Und er glaubte das und hielt aus bis Ruhe wurde.



Wichel

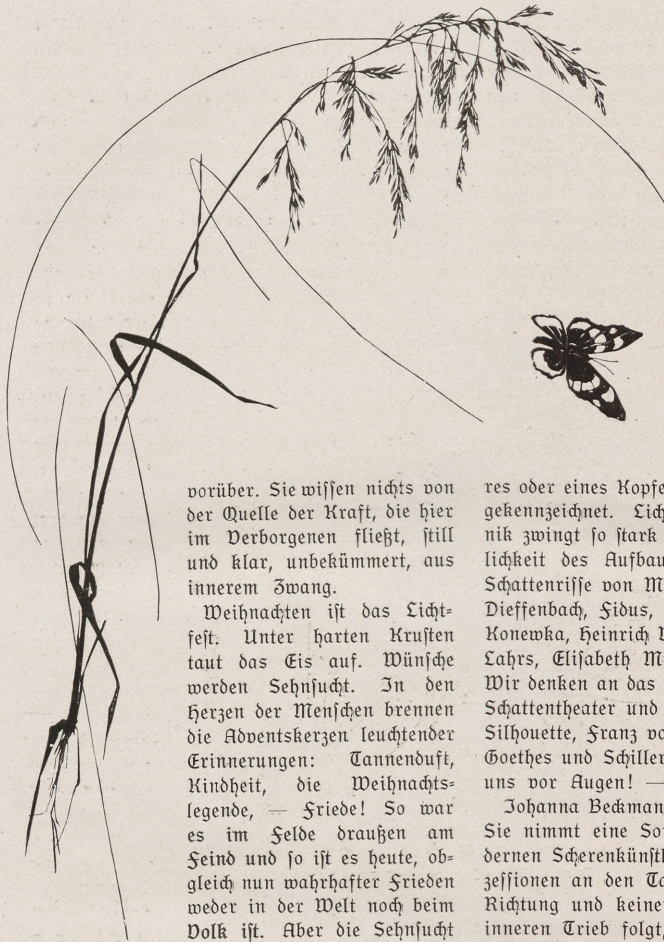
Scherenschnitt von Johanna Beckmann

Johanna Beckmann, die Schwarzweißkünstlerin

Von Carl Lange

Einer unserer geistigen Führer, der als Vertreter der Ostmark an einer wichtigen Besprechung der Universität und der Reichsregierung in Berlin teilnahm, schrieb 1920 in einem Briefe: „... Zwei große starke Eindrücke nahm ich mit heim. Ich hatte eine längere Unterredung mit dem Minister Noske und besuchte Johanna Beckmann. Hier dieser starke, selbstsichere, furchtlose Mann, der weiß, was er will, und da dieser stille, feine Mensch mit den tiefdurchdringenden Augen. Ich empfand bei der Verschiedenheit der Naturen die Wahrheit des Goethepruches: Höchstes Glück der

Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit.“ — Johanna Beckmann ist Künstlerin mit jeder Faser ihrer Seele. Schweres Ringen war und ist ihr Weg. In dem kleinen Raum der Klopstockstraße in Berlin, oben drei Treppen im Gartenhaus, gestaltet sie unter hemmenden Bedingungen ihre eigene Welt voll Freude, voll Licht und Sonne. Rätselhaft ist das Leben. Hier gab das Schicksal äußere Enge, ewigen Kampf, Sorge, Leid, und über alles hinweg breitet die Seele ihre Flügel aus und schwingt sich über Alltag und Dunkel immer höher hinauf. Die Menschen aber gehen blind daran



Blühendes Gras
Zeichnung von
Johanna Beckmann

vorüber. Sie wissen nichts von der Quelle der Kraft, die hier im Verborgenen fließt, still und klar, unbekümmert, aus innerem Zwang.

Weihnachten ist das Lichtfest. Unter harten Krusten taut das Eis auf. Wünsche werden Sehnsucht. In den Herzen der Menschen brennen die Adventskerzen leuchtender Erinnerungen: Tannenduft, Kindheit, die Weihnachtslegende, — Friede! So war es im Felde draußen am Feind und so ist es heute, obgleich nun wahrhafter Frieden weder in der Welt noch beim Volk ist. Aber die Sehnsucht wird wieder einmal wach und mit ihr die Schönheit, das Alltagsferne, der Sterne Schimmer. Der Klang der Weihnachtsglocken dringt in die enge Kammer und ruft zu stiller Feier. Die Tore der heiligen Nacht öffnen sich.

Und Johanna Beckmann ist eine Künstlerin, die zur Stille, zur Andacht, zur Weihnacht führt. Alles Laute, Aufdringliche, Zeitgemäße, Flüchtige ist ihr fremd. Wir müssen vorbereitet zu ihr kommen, um das Schöne, was sie uns darbietet, in uns aufzunehmen. Das Wunder der Natur ist ihr immer wieder heilige Offenbarung. Die Natur ist der tiefe, unerschöpfliche Born, aus dem diese deutsche Meisterin des Scherenschnitts das Wesen und die Form

der Pflanzen gestaltet. Zwar ist die Blütezeit des Scherenschnitts vorüber, — die Silhouette aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts kann nicht wieder erstehen! — aber die Schattenrißkunst bleibt eine wahre Kunstform. Die großen Nachbildungsmöglichkeiten, die Erfassung und das Festhalten der charakteristischsten Formen ist bei der Schwarzweißkunst mit einfachsten Mitteln möglich. Das Wesen einer Blume, eines Tie-

res oder eines Kopfes wird in einfachsten Linien gekennzeichnet. Lichtwark sagt: „Keine Technik zwingt so stark zur Klarheit und Verständlichkeit des Aufbaus.“ Wer kennt nicht die Schattenrisse von Moritz von Schwind, Wilhelm Dieffenbach, Sidus, von dem jung verstorbenen Konewka, Heinrich Wolff, Karl Frölich, Maria Zahrs, Elisabeth Müller und Gertrud Stamm! Wir denken an das aus alten Büchern bekannte Schattentheater und an den Hauptvertreter der Silhouette, Franz von Pocci. Bildnis-Silhouetten Goethes und Schillers aus Großherzogzeit stehen uns vor Augen! —

Johanna Beckmann wurzelt in der alten Zeit. Sie nimmt eine Sonderstellung unter den modernen Scherenskünstlern ein, da sie keine Konzeptionen an den Tagesgeschmack macht, keiner Richtung und keiner Schule, sondern nur dem inneren Trieb folgt, das Schöne mit den Mitteln der Kunst festzuhalten. Damit ist ihr schwerer Kampf zum Erfolg begründet. Weil sie jede Künstelei verachtet, weil sie den Publikumswünschen nicht nachkommt, weil sie im Glauben an sich und ihre Kunst eigene Wege geht, ihrer Eigenart und ihrem künstlerischen Willen folgend, wird sie noch immer nicht nach Wert und Gebühr gewürdigt. Unsere Zeit verlangt nach Ekstase. Wir brauchen aber mehr denn je Stille und Sammlung, die Ausdruck der Kraft und des Willens ist.

Das Pflanzenreich ist ihre Welt. Blumen und Zweige werden unter ihrer Hand durch feine, geschmeidige Linien lebendig. Da ist kein Strich, der nicht hingehört, keine Knospe, die nicht der Wirklichkeit entspricht, keine Blüte, die

nicht in allen Stadien der Entwicklung nach botanischen Gesetzen und nach der Natur studiert ist. Ihre Kunst wirkt daher auch am unmittelbarsten, wo sie die Natur schlicht und einfach auf sich wirken läßt. In ihren Pflanzenbildern sind Blumen und Zweige im ersten Entstehen und in allen Entwicklungen bis zum Vergehen nachgebildet. Sie liebt besonders die Zeit des frühen Werdens und des Welkens, in der sich Form und Farbe fast täglich verändert. Im Felde, in Gärten, Wiese, Wald und am Wasser ist sie zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter den Freunden ihrer Kunst nahe und scheut nicht Sturm und Kälte, um „das Wesen der Blumen immer tiefer verstehen zu lernen.“ Nichts ist trocken und stilisiert, Linien und Umrisse sind von innerem Leben erfüllt, die Pflanzen dünken uns bei ihr wie Sprechende, handelnde Wesen. Ob es Distel oder Rose, Efeu oder Erika, ein Buchen- oder Eichenblatt, ob Tanne oder

Sichte sei, bei ihr sind es die Seelen der Gebilde, die uns Geheimnisse ihres inneren Lebens offenbaren, wie es der Fall ist, wenn wir uns der Natur ganz hingeben, ganz in sie versunken sind. Hier äußert sich vertiefter Sinn für Natur, eine innige Liebe und Versenkung, die zur Andacht und zur Religion geworden ist.

Jeden Abend wandert Johanna Beckmann in den Tiergarten. Erst in der Dunkelheit kehrt sie heim. Bei einem solchen Weg zeigte sie mir, wie scharf der Abend Bilder malt, wie sich Blatt und Baum in seltsam geheimnisvollem Licht abheben, wie wir am Schönen in der Natur vorübergehen, ohne es zu erkennen oder zu ersühlen. Und hier liegt auch der Künst-

lerin wunderfame Märchenwelt, die eine Abendstimmung schafft, wenn das Reich der Elfen, Wichtelmännchen und Nixen wach wird. So kommt sie zu volkstümlichen Verknüpfungen der Naturgewächse mit Gestalten der deutschen Sagen und Märchen. Ueber ihrem Sinnen und Wirken webt ein feiner Duft von deutschem Naturempfinden, ein seltener Zauber von Frühlings- und Weihnachtsstimmung, ein Stück der Natur selbst. Reiz und Zartheit liegt über ihren fein ausgeführten Blütenbäumchen, über

Märchengestalten und Blumengeistern. Diese Welt der kleinen Menschenkinder ist ihrer Seele Heimat, das Reich der Offenbarungen und eines Glückes, das uns die Erde nur in



Der kleine Muddurch mit Eichhaz aus „Sternlein“
Eichenschnitt von Johanna Beckmann

früher Kindheit als Bildner von Träumen und als Weltenstürmer schenkt.

Ihr Lebensweg war und ist Kampf, obgleich selbst in kleinen Städten Bücher von ihr

und Freunde ihrer Kunst fand. Was könnte sie uns geben, wenn ihr mehr Zeit und Ruhe, mehr Sorglosigkeit im äußeren Leben geworden wäre. Und weniger körperliches Leiden. Wie leicht könnte ein wenig Liebe im Leben helfen. Aber unserer Zeit Schrei ist Geld und Geld und wieder Geld. Selbstbesinnung und Einkehr fehlen. Jeder glaubt nur mit sich zu tun zu haben, aber vergißt, daß wir alle nur Verwalter der Güter sind, die uns vom Schicksal zuteil wurden. Der Künstler gibt aus seinem Innersten das Heiligste. Vorbildlich verwaltet Johanna Beckmann das, was ihr heilig ist, und was sie uns immer und immer wieder schenkt, ohne nach Verdienst und Vorteil zu

fragen bei allem Schleppenden und Bedrückenden, was jeder Tag einem Alleinstehenden bringt.

Unendlich zart ist ihre Seele. Das schafft jene Einsamkeit, die Scheu vor dem Harten und Groben des Alltagskampfes empfindet. Selten nur gibt sie aus dem tiefsten Quell ihres Wesens. Das war, als sie uns im Freundeskreis aus ihren Lebenserinnerungen vorlas. Hier ist eine Fundgrube, ein Lebensbuch, wie wir nur wenige haben. Aber es soll erst in späterer Zeit veröffentlicht werden wie Vieles, was noch in Trühen und Kästen der Auferstehung wartet.

An ihrem 50. Geburtstag, am 3. Mai 1918, hat sie uns von sich und ihrer Kunst erzählt. Wir folgen hier ihren eigenen Ausführungen: „Geboren am Sonntag, den 3. Mai 1868, auf dem Gut meines Vaters in der Uckermark zur Zeit, da die Bäume blühten, bin ich aufgewachsen zu Star-gard in Mecklenburg-Strelitz, einem Städtchen, umgeben von Hügeln und Wald. Seit meinem fünften Jahr schnitt ich Bäumchen und Blumen aus. Ich habe gern gelernt. Die Lehrer waren meine Freunde, aber mein bester Freund war seit meinem neunten Jahr Friedrich Schiller und ist es geblieben.

Nach der Lernzeit war ich viel krank, kam zur Erholung auf ein Gut zu Verwandten, da begann ich, in Garten und Wald nach der Natur zu schneiden. Nun ließ es mir keine Ruhe mehr, und ich ging am 1. April 1886 nach Berlin auf das Königliche Kunstgewerbemuseum. Ich suchte die Kunst und fand das Kunstgewerbe. Das Ornament hatte es mir aber angetan. (Leiter der Klasse war Professor Hoffacker, später Direktor des Kunstgewerbemuseums in Karlsruhe, gestorben im Mai 1919.) Im Herbst ging ich auf die Königliche Kunstschule für ein Jahr, machte das erste Examen und erhielt die Klassenprämie. Den Unterhalt zum Studium verdiente ich mir nach Feierabend, teils durch schwarze Kunst. Dann arbeitete ich zwei

Jahre in der kunstgewerblichen Sachklasse von Professor Hoffacker im Letteverein, holte mir die von der Kaiserin Friedrich gestiftete Medaille und legte das zweite Examen ab und die kunstgewerblichen Prüfungen. Darauf unterrichtete ich vertretungsweise ein Jahr in Stettin an der Kunstgewerbeschule und an sechs Klassen einer höheren Töchter Schule. Geben ist schön, ich wollte aber noch lernen.

So ging ich zurück nach Berlin und besuchte ein Jahr die Sachklasse von Professor Döpler im Kunstgewerbemuseum. Hier lernte mich in einer Abendklasse der damalige Kunstleiter der Königlichen Porzellanmanufaktur Berlin kennen, Professor Alexander Kips (gestorben 1910). Er meinte, ich sollte dahin kommen als Mitarbeiter, und ich kam am 3. August 1891. Im Kunstgewerbemuseum erhielt ich die Medaille.

Ich fand das Kunstgewerbe und doch die Kunst — unser schöner Garten für Studienzwecke, Bibliothek, Sammlung — Sachfreunde, und Meister Kips hat mich künstlerisch gefördert in schöner Weise. So habe ich gern an jener Stätte gearbeitet.

Am 16. Januar 1892 starb nach schwerem Leiden mein Vater. —

Vom April ab unterrichtete ich zwei Abende wöchentlich an einer Fortbildungsschule, später am Anzeum des Westens, und sonst — am Tage die

Arbeit (acht Stunden Dienst), am Abend die Kunst.

Im Jahre 1895 stellte ich bei Schulte mit die große Nordlandsreise und schnitt unterwegs bestem Erfolg Schattenbilder aus und später mein großes Märchenbild Dornröschen. Ich war viel halbkrank, arbeitete abends oft für botanische Sachen, so kam ich dem Leben der Pflanzen immer näher und versäumte doch Jahr um Jahr und sehnte mich heim zum Schattenbild. 1904 legte ich Hand an — endlich, ich arbeitete spät abends und Sonntags in meinem kleinen Atelier, zwischendurch immer wieder



Lilie

Scherenschnitt von Johanna Beßmann
Aus der Zeitschrift „Die Gartenschönheit“

kurze Feiertage daheim im Wald. Am 3. Mai 1905 wurde meine große Schattenbildausstellung bei Keller und Reiner eröffnet, der viel Fremde und auch die Kaiserin ihre Teilnahme schenkten. Darauf erschien mein erstes Buch „Natur“ (Verlag Warneke-Berlin), und im September gestaltete ich daheim in unserem Wald „Wichtelmännchen“ in Bild und Lied. 1906 machte ich Blumen von Island und Norwegen. „Wichtel“ erschien zu Weihnachten und setzte sich rasch durch. Im Spätherbst kamen mir die „Sternlein“ leise — allmählich — Bild und Wort. Sie sind erschienen 1907.

quälte mich weiter, gab zu Weihnachten noch meine „Waldsagen“ heraus (Gegenwartsgedanken), und dann brach ich daheim zusammen und war den Winter in Berlin allein und krank. Zum Frühling ging ich ins Krankenhaus, blieb halbkrank — dann — Krieg.

Ich gestaltete weiter, so gut ich konnte, ließ die Aehnungen für das Feuer herstellen und tat Kriegsdienst in meinem Sinn.

Am 1. Mai 1915 fuhr ich auf Einladung der Frau Prinzessin Elise zu Solms-Braunfels nach Schloß Hungen bei Gießen und wirkte hier so still wie — Luther auf der Wartburg der-



Selbstbildnis

Scherenschnitt von Johanna Beckmann

Im Jahre 1908 änderte sich die Leitung in der Königlichen Porzellan-Manufaktur, Meister Kips legte sein Amt nieder. Ich blieb noch vier Jahre da — mit Fremden. 1910 erschien mein Buch „Vom Zufriedenwerden“, auch das eine Gabe unseres Waldes, und ich gestaltete in jenen letzten Ermüdungsjahren mein Hauptwerk „Das Feuer“ — noch nicht herausgegeben. Dann wurde ich krank und löste mich im Herbst 1912 schweren Herzens von meiner dort gefundenen Heimat.

Im Frühling 1913 ging ich auf Anregung der Kaiserin nach Rom — Villa Falconieri — und fand in der Campagna schöne Vorbilder für schwarze Kunst.

Nach der Rückkehr suchte ich mir Werk- und Heimstätte am Wald von Spree-Athen und

einst. Hundert Tage Weltfrieden und Werk — ich bildete Schnitte für das 1911 begonnene „Pflanzenleben“. Dann wieder Schwierigkeiten und lähmender Alltag. Im Frühling 1916 kam der Bilderbogen „Deutschlands Jugend“ zum Besten der Kriegskindern für die Frau Kronprinzessin Cecilie. Daran schloß sich eine Ausstellung im hohenzollern-Kunstgewerbehaus. Ich hatte gedacht, ich wäre allen fremd, weil ich soviel krank gewesen war. Nun kamen Viele und wollten mehr Bücher als es noch gab. Und ich kam zurück auf den längst gedachten Gedanken „Deutsche Märchen“. Weihnachten daheim trug ich Ranken und Zweige zusammen und arbeitete unablässig. 1917 sind die „Märchen“ erschienen. Im Herbst, als ich allein im Walde war, begann ich die zweite Märchenfolge.

Und nun steht man am Meilenstein und schaut still zurück auf Tat und Leid — und auf Gräber. Und man schaut hinaus. Es bleibt noch viel, viel Arbeit zu tun. Sie soll getan werden, wenn Gott will. Morgen ist wieder ein Tag.“

Kunst und ihrem Wesen entsprechend, nichts für sich tun; immer noch geht sie still und abseits ihren Weg, so daß bei ihr jede Hilfe von Freunden und Förderern, von Verlegern und von der Presse am rechten Platze wäre.

Wir haben daheim eine Johanna Beckmann—



Blühender Schwarzdorn

Scherenschnitt von Johanna Beckmann

Aus der Zeitschrift „Die Gariensönheit“

Im Jahre 1920 fand eine Ausstellung der Werke und Bücher Johanna Beckmanns in der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums statt. Die Zahl ihrer Freunde freute sich an dieser Sammlung, die Zeichen ihres Könnens und ihrer Entwicklung gab. Aber die Künstlerin kann, ihrer

Wand mit Originalschnitten. Wieviele Menschen haben sich schon daran erfreut! So wird Schönheit gestaltet und geschenkt. Leben ist hier Leben in Hingabe an das Werk für Andere. Das ist Johanna Beckmann Erfüllung ihres Seins. Welch klares und durchdringendes Auge

hat hier die Hand geführt, die die Seele der Blumen und die Seelen der Kinder so wundervoll wiedergibt.

Mensch und Künstler in ihr sind eins. Bei ihr ist innere Harmonie. Sie setzt ihre Lebensauffassungen in die Tat um. Davon wissen die kleinen Freunde in ihrer Heimat, die sie in ihren Werken nachbildet, und manche, die um die Schummerstunde zu ihr kommen mit ihren Sorgen und Wünschen, zu erzählen.

Sie selbst sagt von ihrer Lebensaufgabe: „Der Kunst gegenüber gilt einzig die Liebe, die nach dem Schönen verlangt. Spät Abends und Sonntags fand ich noch Zeit zum Schneiden. Während meiner ganzen Studienjahre ist es mir nicht eingefallen, daß man einmal ruhen könnte oder vielmehr müßte. Dann kamen Erfolge und brachten vieles schneller zur Blüte. Nun konnte ich schaffen heraus aus der Freude. So

schafft sich's gut.... Unsere Arbeit läßt keine Ruh. Es ist das Lernen und immer weiter Lernen, das Vorsichsehen und Uebersichschauen.“ Und kommen wir nicht alle mehr oder weniger zur Erkenntnis: „Was haben wir noch alles zu vollenden im Leben, wenn nur ein kleiner Teil dessen Wahrheit werden soll, was wir dereinst erträumt haben.“ Mit einem besonders bezeichnenden Wort für Johanna Beckmann, das uns Aufschluß über die Seele ihrer Kunst gibt, will ich schließen:

„Das ist die rechte Charakteristik des Lebens und Arbeitens in der Kunst, immer suchen, immer ringen, und doch bleibt es, ob auch nimmer die himmlischen Mächte das Feuer ganz sich entreißen lassen, ein Leben, das wohl wert ist, gelebt zu werden, bis sich der göttliche Funken in uns dem Licht vollenden darf, dem er entstammt.“



Blumen

Zeichnung von Johanna Beckmann

Klage

Ich sah in die Tiefe, da versanken die Berge.
Ich schritt in den Wald, da verlosch der Baum.
Ein Vogel rief, ich weinte, ich schlief.
Doch es weinte der Schlaf, der mich traurig betraf.
Ich sah in die Tiefe, ich schritt in den Wald.

Ich grüßte das Kind, da erstarrte sein Lächeln.
Ich träumte Gott, da ward er zum Wort.
Ein Wasser sprang, ich betete, trank,
doch es trank die Gier und verstieß mich aus mir.
Ich grüßte das Kind, ich träumte Gott.

Ich sah in die Tiefe, da versanken die Berge.
Ich schritt in den Wald, da verlosch der Baum.
Ich grüßte das Kind, da erstarrte sein Lächeln.
Ich träumte Gott, da ward er zum Wort...
Tödlisch umarmt mich der Raum.

Friz Walther Bischoff

Der Furchen-Verlag, ein Arbeiter in der Werkstatt des deutsch-christlichen Geistes

Von Prof. D. Karl Dunkmann-Berlin

Vor vierhundert Jahren — wir haben's im September dieses Jahres uns in Erinnerung gerufen, als wir das Jubiläum der Bibelübersetzung Luthers feierten — schuf D. Martin Luther im deutschen Volksleben die Werkstatt deutsch-christlicher Frömmigkeit. In dieser Werkstatt gab es nur eine bewegende Kraft, die vom Christentum des Neuen Testaments geläuterte Erlebnismöglichkeit, Innerlichkeit und Tiefe deutscher Religiosität, und es gab in ihr nur ein Medium der Kraftübertragung, nicht mehr die Magie der zeremoniellen Handlung, sondern das lebendige, geistdurchlebte, bewußte Wort. Das Wort in allen seinen Ausdrucksformen, als gesprochenes Wort des „Zeugnisses“ zuerst, als geschriebenes Wort der lebendigen Ueberlieferung sodann, und endlich als gesungenes Wort, das beides zugleich war, ebenso lebendig wie das gesprochene und ebenso überlieferungsfähig in festgegoßener Gestalt, wie das geschriebene. Luther selbst war der „Wortgewaltige“ auf allen diesen Gebieten; er redete wie einer der „Macht hatte“, er schrieb, wie einer, dem die Feder zum Schwert wurde, und er sang wie — nun wie „die Wittenberger Nachfolgern“. So hat Luther in Deutschland eine „Kirche des Worts“ gebaut. Nur in einem Stück verstand er sich nicht auf den Gebrauch des Worts, das war die Gelehrtensprache theologischer Wortspaltereien. Sie überließ er seinen Nachfolgern, den Epigonen der lutherischen Orthodoxie. Was wäre wohl aus Luthers Werkstatt geworden, wenn nur die Theologen sie bedient hätten? Aber der Geist des sprachgewaltigen Mannes wirkte über sie hinweg, schuf dauernd in immer zeitgemäßer Erneuerung das lebendige religiöse Zeugnis, das bis auf den heutigen Tag nicht ausgestorben ist, schuf im Lauf der Jahrhunderte eine unübersehbare Literatur echter „Erbauung“ und schuf jene Gattung religiöser Lyrik und Poetik, die in der deutschen Literaturgeschichte ihresgleichen nicht hat bei anderen Völkern.

Das lebendige Zeugnis ist immer nur ein Werk, eine Wirkung besser, des Augenblicks, es ist „literarisch“, „historisch“ nicht faßbar, greifbar. Es bleibt ewig ungeschrieben und ist doch gerade darum das allerwirksamste, kräftigste

Wort, unmittelbares Leben von Person zu Person übertragend. Ohne diesen „Eindruck“, den es macht, ist das literarische Wort unverständlich, kalt und tot. Es muß beim Lesen geschriebener und beschriebener Seelenbewegung immer etwas von dem wachwerden und nachklingen, was einer aus der lebendigen Berührung durch das lebendige Wort empfangen hat. Dies ist es, was wir mit dem Begriff der „Erbauung“ und einer erbaulichen Literatur bezeichnen. Sie gehört nicht in die Kategorie jener Bücher, die für sich selbst sprechen, wie die Werke der Wissenschaft obenan, sondern jener, die ein persönliches Miterleben bestimmter Art erfordern, die einen bestimmten „Geist“ voraussetzen, den sie nicht schaffen, sondern nur pflegen können. Wenn in „wissenschaftlichen“ Kreisen — d. h. in Kreisen, die ganz „voraussetzungslos“, ganz „objektiv“, ganz „sachlich“ zu denken vorgeben und jegliche „Subjektivität“ mitgebrachter „Stimmung“ vor dem Aufschlagen ihrer Folianten in sich grundsätzlich ertönen — solche erbauliche Literatur nicht ganz für „voll“ angesehen wird, so liegt hier ein recht unwissenschaftliches Verfahren zugrunde. Kann einer die Werke der Dichtkunst und der bildenden Künste ohne solche Voraussetzung auch nur verstehen? Oder soll die Voraussetzung der Religiosität überhaupt als „unwissenschaftlich“ gelten? Dann Gnade Gott solcher „Wissenschaft“! Sie wird von einem Volk, durch dessen Arbeit allein jene Wissenschaft getragen wird, bei dessen Verarmung solche Wissenschaft „notleidet“, wie jetzt sprichwörtlich bei uns, niemals auf die Dauer ertragen werden. Denn ein Volk, solange es gesund ist und gesund fühlt, kann und will ohne diese Voraussetzung, die ihm die Grundtatsache alles geistigen Lebens ist, nicht leben. Man sollte doch in „gebildeten Kreisen“ lieber bedenken, wie ungeheuer bedeutsam und wertvoll eine gute, edle, wahrhaft bildende Erbauungsliteratur für unser Volk ist, wie schädlich dagegen eine schlechte, verbildende, schwärmerische und tölpelhafte. Wer sein Volk liebt — und wer liebt es gerade jetzt nicht in Zeiten seiner schwersten Bedrängnis —, der müßte sein vornehmstes Augenmerk gerade mit darauf richten, daß diesem Volk



Russische Schneelandschaft mit barmherzigem Samariter

Gemälde von Karl Menze

Wiedergabe aus dem im Zürcher-Verlag erschienenen Werk „Oskar Jäger: Die unendliche Landschaft. Ueber religiöse Naturmalerei und ihre Meister

eine allerbeste, eine alleredelste, auch künstlerisch vollendete erbauliche Literatur gegeben werde. Dies jedenfalls ist eins der wichtigsten Vermächtnisse Luthers an das protestantische deutsche Volk.

✱

Vor mir liegt ein kleines weißes Blättlein, betitelt „Die Furche“. Eine Monatschrift zur Vertiefung christlichen Lebens und Anregung christlichen Werkes. Es zeichnet schon den Jahr-

gang 12 und weist in die „Friedenszeit“ zurück, die in märchenhaftem Glanz hinter uns liegt. Aber schon damals regte sich die Besorgnis weitblickender Freunde des Volkes, denen vornehmlich die Fürsorge für den Nachwuchs der führenden gebildeten Schichten, also der Studenten auf den deutschen Hochschulen, am Herzen lag. Damals war die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung entstanden und suchte, noch klein an Zahl, ihre Anhänger aus allen Schichten und Kreisen der Studentenschaft. Ihr war

es zu tun um praktisches, um elementares, schlichtes, einfaches Christentum. „Die Furche“ wurde ihr Organ, ihr Werbeblatt. Klar, tief, unerlöschlich wie das Symbol dieses Titels sollte der Inhalt sein. „Ja, es gibt Furchen! Furchen des Leides, Gräben und Rinnale voller Blut rings um die Erde! — Und die Furche ist auch ein Sinnbild der Arbeit, der Pflug wirkt sie, der Vater der Furchen. — Die Falten auf der Stirn der Denker, die Schwielen in den Händen der Arbeiter, verwitterte Gesichter, das sind Furchen. — Es kommt uns dabei ganz gewiß nicht auf schöne gerade Linien an, wir treiben keinen Kultus leerer Formen. Wir sehnen uns nach reifen Körnern, nach Tau und Regen, nach Wind und Sonnenschein. Und darum sagen wir: Das Einzige, was du Mensch zu schaffen hast, das sind Furchen. Unser Blatt: „Die Furche“ will diesem Schaffen einen schlichten Helferdienst leisten.“

Der Geist des ganzen Verlags, der nach und nach aus dieser „Furche“ erwachsen ist, hat sich in diesen Begleitworten ein erhebendes Denkmal selbst gesetzt.

*

Wer in dem wildbewegten Wogengang der Zeit nach einem Selseiland sucht, auf dem er — nicht etwa ausruhen kann, denn dazu ist heute keine Zeit, aber besseres vermag er dort, — wer hoffen lernen, glauben lernen und wieder Mut fassen möchte, der wandere mit mir durch die Werke des Furche-Verlags.

Das Verlagsverzeichnis für 1921/22 ist zwar schon veraltet — für welchen Verlag gälte dies nicht? Der „Prospekt“ kommt immer hinterher, während andere Kostbarkeiten schon wieder im Anzuge sind. Doch nicht das Ganze, sondern der Geist des Ganzen soll ja hier zur Darstellung gelangen. Ein köstliches Brieflein, von Jacob Böhme geschrieben und gesandt an Herrn Caspar Lindnern 1621, steht als sinnige Einleitung an der Spitze. Es ist nicht Luthers, es ist Böhmes Geist, d. h. aber Luthers Geist in Böhmescher Abwandlung und — das merkt man sehr bald — auf diese feine und bedeutsame Abwandlung kommt es gerade heute vor allem an. Böhme kämpft wie ein grimmer Hagen wider den hochfahrenden Schulgeist der Buchstabenkrämer, die alle wahre Frömmigkeit in ehrfürchtige eitle „Meinung“ auflösen, er dagegen wandert den Weg des einfältigen „Kinderherzens“. Denn „Gott ist im Himmel, und der Himmel ist im Menschen, will aber

der Himmel im Menschen sein, so muß der Himmel im Menschen offenbar werden.“ Und „Wer es versteht, der verstehe es, wer aber nicht, der lasse es ungerührt und ungetadelt, dem habe ich nichts geschrieben. Ich habe für mich geschrieben.“ Man sieht, der alte „Mystiker“ hatte es klar begriffen, was es um ein wahrhaft „erbauliches“ Schrifttum sei. Eben dies kennzeichnet das Gesamtwerk des Furche-Verlags. „Die Furche“ weiß nichts von jener Furcht vor dem Urteil der hohen Schulen, die geringschätzig herabsehen auf die Sprache der „Kinder Gottes“. Hier lebt etwas von Luthers Sicherheit gegenüber den „Scholastikern“ und von Böhmes Ingrimme wider die lutherischen Orthodoxen auf. Doch tritt jegliche Polemik in den Hintergrund. Nur, daß der Verlag mit festem Tritt des Pflügers seine „Furchen“ zieht, unbekümmert um das Urteil der modernen Scholastik und naturwissenschaftlichen Orthodoxie der Gegenwart. Er pflegt und baut seinen Garten, die Wunderwelt deutscher Innerlichkeit, und er fragt nicht erst diese oder jene kirchliche oder theologische Partei und Richtung, ob die Blümlein, die ihm da vor seinen Augen so wundersam aus der dunklen Furche aufblühen, auch draußen Gnade finden. Und das ist gut so. Dieser Böhmesche Geist kennzeichnet seine Eigenart und rechtfertigt sein Dasein im großen rauschenden Wald deutscher Verlagswesens.

*

In drei Gruppen zerlegt der Verlag seine Bücher. Die erste enthält die Bücher des religiösen Lebens, die zweite bildende Kunst und Heimatkultur, die dritte Biographie und Dichtung. Wir beschäftigen uns heute nur mit der ersten Gruppe, den Büchern des religiösen Lebens, nicht ohne uns klar zu sein, daß damit zwar die charakteristischste, aber schwerlich die wertvollste Gruppe zu Worte gelangt. Denn seine markantesten wertvollsten Schöpfungen gehören doch wohl der zweiten Gruppe an, wo der Verlag auf dem Gebiet der künstlerisch-religiösen Ausdruckskultur sein ganzes Können offenbart. Indes die Synthese: Religion und Geisteskultur, ist nicht minder wichtig als die andere: Religion und Kunst. Mag das Religiöse seine tiefsten Erlebnisse im Symbol kundgeben, so bleibt doch das Wort nicht minder unerseßlich als Symbol. Und hier gilt es gerade heutigen Tages doppelte Arbeit: Einmal Wege bereiten und Bahn machen, um uralte

und ewig neue Mißverständnisse hinwegzuräumen, sodann wirkliche echte Wortsymbolik zu treiben, zu zeigen, wie man mit dem Wort nicht die Sache selbst übermitteln kann, sondern nur ihre äußere Schale. „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.“ Dies meinte Jacob Böhme mit seinem „Kinderweg“. Luther meinte es ursprünglich auch so, aber seine Epigonen haben es bis heute nicht verstanden. Unser Verlag fühlt sich berufen, das „Wort Gottes“ in den Dienst des Lebens, der Tat, der Wirklichkeit zu stellen. Geht er dabei von der feinen Linie der „Rechtfertigung durch den Glauben“ ab? Aber diese Linie war nie sichtbar, und daß sie als Formel galt, hat dem Protestantismus unendlich geschadet. Wort und Werk, Glaube und Tat soll man nicht einmal in der Idee trennen. Luther kämpfte seiner Zeit wider das „Nur-Werkchristentum“, wir kämpfen in seiner Nachfolge wider das „Nur-Wortchristentum“.

*

Doch es wird Zeit, daß wir uns den einzelnen Werken des Verlags zuwenden. Unsere Betrachtung wird jetzt kritisch, muß es werden. Denn das Prinzip steht über aller Kritik, wie aber ist die Ausführung? Da gibt es kein vollkommen Werk. Doch ist es nicht die recht-verständene Aufgabe einer Kritik, nur das Unvollkommene zu kennzeichnen, sondern es soll auch das Gute und Echte anerkannt werden. Die buntgestaffelte Anordnung der einzelnen Bücher, die wohl nach der Zeit geordnet sind, gilt es nun aber doch auch nach übersichtlichen Gesichtspunkten zu gliedern. Wir teilen in drei Klassen, in solche Bücher, die von den Toten handeln, die heute noch leben, sodann in solche, bei denen die Lebenden zu Wort kommen, die in den Fußstapfen der Toten treten, und endlich in solche, die Umschau halten über die weite Umwelt jenseit der eigenen Sphäre deutscher Innerlichkeit. Indem wir so vorgehen und klassifizieren, scheiden wir mit Bedacht einen nicht ganz kleinen Haufen von Werklein und selbst Werken aus, die, wie bei allen Verlagen, unter den Mitläufern zählen, Trabanten, die in großer Zahl den Planeten umkreisen.

Unter den großen Toten, die der Verlag wieder dem deutschen Volk lebendig machen möchte, ist Luther zuerst mit seiner Septemberebibel mit sämtlichen Vorreden, Randbemerkungen und Worterläuterungen Luthers, herausgegeben von

dem kürzlich verstorbenen Lutherforscher Kawerau in Verbindung mit Otto Reichert. So also sah die Septemberebibel aus, so schlug sie ein ins Herz, mitten ins Herz des deutschen Volkes! So genial handhabte sie der große Reformator, setzte sein eigen Wort dazwischen und unterschied die „Strohernen“ von den „lebendigen“ Zeugnissen des göttlichen Worts! Die Hand zittert, die dies Buch aufhebt. Was ist seitdem daraus geworden! Wie hat Buchstaben unglaube seitdem damit hantiert, korrigiert, verbalhornisiert, dogmatifiziert! Man lese nur die Vorrede zum Römerbrief, man lese die scharfen pointierten Randglossen, die Vorrede und man hat den „genuinen“ Luther, den die „Gnesiolutheraner“ so arg verleugnet haben.

Folgt Jacob Böhmes: „Hochteure Pforte, da der Mensch Gott und sich selber beschauen und zum übersinnlichen Leben gelangen mag.“ Als Einleitung dient der schon genannte Brief an Lindner. Das Büchlein sollte seinen lieben und guten Freunden gestellt sein „ihnen zu täglicher Uebung des wahren Christentums in ihrem Hauskirchlein“. Ein leuchtendes Kleinod in einer jeden deutschen Bibliothek!

Folgt in selbstverständlicher Linienführung der Pietismus; Graf Sinzendorf in seinen „Gedichten“, und das ganze Milieu, das Werner Mahrholz glänzend gezeichnet hat in: „Der deutsche Pietismus, eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert. Die „Deutschen Selbstbekenntnisse“ desselben Verfassers reihen sich würdig daran, sie geben eine Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Dann aber kommt das Standard Werk über den Herrnhutischen Pietismus: Die Welt der Stillen im Lande. Bilder aus zwei Jahrhunderten herrnhutischer Geschichte und brüderlichen Lebens von S. Baubert und Th. Steimann, mit 13 Federzeichnungen, 7 mehrfarbigen und 25 einfarbigen Bildtafeln nach bisher meist unveröffentlichten Vorlagen. Eine Fundgrube der Anschauung, der Versenkung und Wiederbelebung einer fast versunkenen Welt. Aber wie geschäftig und lebendig wirksam ist diese Welt der Stillen im Lande! Da hat sich der Geist deutscher Verinnerlichung vermählt mit dem „Geist des Calvinismus und Kapitalismus“, von dem einst Max Weber epochemachend schrieb. Wie wohlthuend, in der Hast modernen Getriebes diese starken, zwar eng-

begrenzten aber um so weitherzigeren Charaktere schaffen zu sehen! Wie ansprechend, diese klugen, menschenfreundlichen, fast immer lächelnden Porträts! Wie anheimelnd, ihre bescheidene Behausung, ihre bezopften Versammlungen! Ja, diese Toten leben heute noch!

Nun zu den Lebenden der Gegenwart selbst. Da tritt uns allererst mit gewichtigem Schritt der ehemalige Reichskanzler Michaelis, einer der engeren Freunde der ganzen Furche-Bewegung entgegen. Sicherlich ist seine Selbstbiographie unter den vielen Selbstzeugnissen führender Gestalten aus der jüngsten Vergangenheit mit ihrer Tragik eine der menschlich anziehendsten. Dieser Mann ist nicht gebrochen, er hat „Glauben“ gehalten, er rechtfertigt sich nicht, er gesteht auch, gelernt zu haben. Er nimmt das ganze Geschick aus höherer Hand, denn er weiß, daß nur die alte Form zerbrochen ist, der Geist aber der Wiedererweckung harret. Ein echter „Verwaltungsbeamter“ aber nicht nur in den äußeren Dingen dieser Welt und Staatsgeschäfte, sondern auch der inneren Dinge, um die es dieser deutschen Seele vornehmlich zu tun ist. Trefflich weiß er gerade diese Innerlichkeit zu „verwalten“, so daß sie stets praktisch sichtbar und wirksam hervortritt.

Erwähnenswert sind noch Fr. Siegmund-Schulz's Schriften über „Sozialismus und Christentum“ und „Ver sacrum“, sofern hier ein Mann das Wort ergreift, der mitten im praktischen Leben versöhnender Arbeit steht, obschon nicht verhehlt werden mag, daß die Synthese von Christentum und Sozialismus immer ein Wagnis bleibt. Die beiden Komplexe, die sich hier gegenüberstehen, sind doch gar zu umfassend, zu vieldeutig, zu weitauswirkend, als daß sie miteinander konfrontiert werden könnten. Bodenständige Art zeigen dann wieder aus der „Furche“ hervorgegangen die „Stimmen der deutschen christlichen Studentenbewegung“ — ein buntes Programm von Themen, wie sie die Gemüter der Jugend bewegen. Leßlich erwähne ich noch drei feine kleine Gaben: „Die Neugeburt der menschlichen Gemeinschaft“ von Willy Hellemann; das „Lob der Armut“ von Will Vesper und Paul Sechter mit köstlichen Zeichnungen und Abbildungen, sowie ein Büchlein zur Verinnerlichung für unsere Hausfrauen von Manda Maria Bührig. Jedes in seiner Weise ein Ausschnitt aus dem Seelenleben, das nicht in mystischer Beschaulichkeit verharrt, das vielmehr nach Mitteilung, nach „Gemeinschaft“ drängt.

Unsere dritte Kategorie betrifft die kritische Literatur der Zeitemschau. Wie sich von diesem wiedererwachten Leben deutscher Besinnlichkeit die Welt da draußen macht, wie sich die großen Tagesfragen hier wieder spiegeln, wie sich auch der Vergleich mit dem religiösen Leben anderer Völker ausmacht, das gilt es sich zu verdeutlichen. Man schreibt „für sich selbst“, wie Jacob Böhme, wer's nicht annehmen mag, lasse es. Immerhin, die Darlegung offenbart bei aller Subjektivität wissenschaftliche Methode und verständnisvolles Eingehen auf fremde Denkart. An der Spitze marschiert hier Kurt Lese mit seinen beiden Gaben über die moderne Anthroposophie von Rudolph Steiner und über Spenglers unruhige Geschichtskonstruktion, die von Hegel aus trefflich beleuchtet wird. Hegels Geschichtsphilosophie kommt zur rechten Zeit zu neuartiger lichtvoller Gestaltung. Von ihm aus gesehen, erscheint Spengler als Epigone und außerdem ein wenig arrogant: Eine Tagesgröße, wie so viele in der Gegenwart, die schnell aufblühen und schnell wieder verwelken. Vor allem ohne jene tiefere Religiosität, die einem Hegel zu seinen unerreichten Konzeptionen verhalf. Das Buch kommt zur rechten Zeit, möge es zu den Quellen des vergangenen Idealismus zurückführen, nicht zwar, ohne dem inzwischen erstarkten Realismus das Seine zu geben. Damals bauten sich die äußerlich verarmten aber innerlich reichen Deutschen ihre Welt von innen heraus, heute müssen sie, die inzwischen reich waren und wieder arm wurden und im Inneren leider auch verarmten, ganz von vorn wieder anfangen.

Eine Zierde des Verlags kann die Darstellung über Rabindranath Tagore von Emil Engelhardt genannt werden, das in 2. Auflage vorliegt. Das so ungemein empfindsame Thema Christentum und Buddhismus erfährt sorgfältig abwägende Beurteilung, der fremdartige Dichter tritt uns überaus menschlich nahe, und wir erleben innerlich, zumal bei seinen wunderbaren Gesängen über den Tod, innere Wahlverwandtschaft, ohne doch unserm Christusbild ferner zu treten. Wie ganz anders weht uns hier allgemein menschliche Religiosität an, als etwa in den neuesten Darstellungen Kanferlings oder Leop. Sieglers.

Die Wanderung mag hier ein Ende nehmen. Was noch nachzuholen wäre, mag der Leser selber tun. Wir erwarten vom Verlag jedenfalls auf Grund des Geschaffenen mehr noch,

als er bisher geleistet hat. Es gilt ein hohes Ziel, die Wiederbelebung deutschen Volkstums nach Seite seiner uneräußerlichen und seiner tiefsten Veranlagung, seiner durch Luther vergeistigten Religiosität. Wir sind noch weit, sehr weit vom Ziel einer alle Schichten und Stände der Arbeit gemeinsam durchdringenden nationalen Frömmigkeit, die auch den katholischen Volksteil mit umfassen kann. Möge noch manche Saat in unsere „Sürche“ fallen

und aufblühen zum Heil und Segen unseres Volkes.

★

Bei Drucklegung dieses Aufsatzes kommt uns noch der eben erschienene neue „Sürche-Almanach für das Jahr 1923“ (Sürche-Verlag, Berlin NW7) in die Hand. Auf dieses von Rudolf Koch ausgestattete, 120 Seiten starke Büchlein, das neben verschiedenen, bisher unveröffentlichten Beiträgen auch ein biographisches Verzeichnis der Autoren und ausführliche Notizen über die Bücher des Verlages bringt und viele ein- und mehrfarbige Kunstbeilagen enthält, seien unsere Leser freundlichst aufmerksam gemacht.



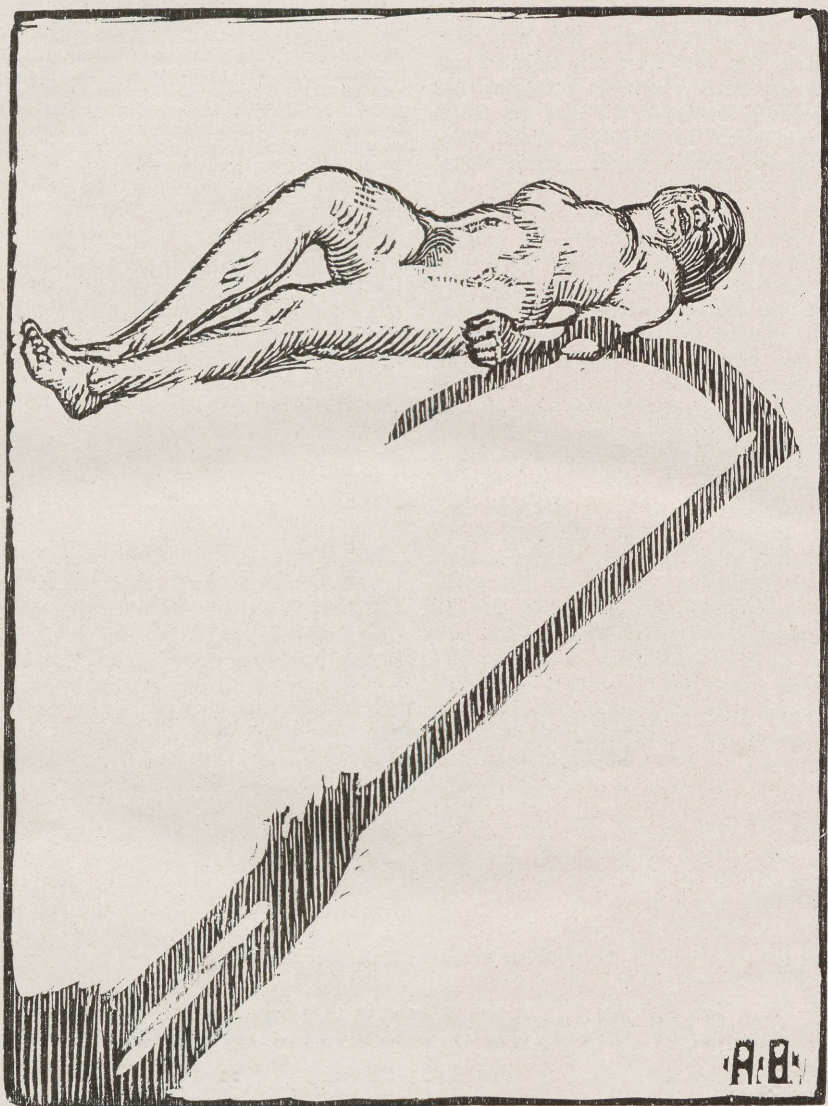
Robert Budzinski: Masurensee

Der Graphiker Robert Budzinski

Von Fritz Kudnig

Schon vor länger als einem halben Jahrzehnt brachte der „Kunstwart“ in München Bildbeilagen des Graphikers Robert Budzinski; zu einer Zeit, da den weitaus meisten Kunst-Betrachtern und Kunst-Genießern sein Name noch Schall und Rauch war; einen kleinen Kreis von Kunst-Freunden und Kunst-Bekannten Bud-

zinskis ausgenommen. Erst seit etwa 3 Jahren (zu dieser Zeit siedelte Budzinski von Königsberg über) hat sich sein Schaffen weiterhin Bahn gebrochen, und mit jedem Tage wächst es tiefer ins Volk. Ins Volk —: jedes Künstlers Sehnsucht; diesem wird sie zur Erfüllung.



Robert Budzinski: Schatten Mori. Aus dem Zyklus „Schatten“

Nicht weil dieser Künstler der Menge (verständlicher: dem pp. Publikum) zu Diensten ist; nicht weil er schafft, was den Gaumen der Menge kitzelt, was die müden, verbrauchten Nerven der Vielzuvielen für kurze Zeit aufpeitscht aus der grauen Alltäglichkeit. Nein, weil er ein Künstler ist, der ganz in seinem deutschen Volkstum wurzelt, der seine Kraft tief herholt aus den besten Säften seiner Heimat; seiner ost-deutschen Heimat, an der er mit seinem ganzen liebenden Herzen hängt und mit seiner ganzen sehnsüchtigen Seele.

Das ist auch das Wesen seiner Kunst: Herz und Seele. Seine Kunst holt (oder holte doch bis vor kurzem noch) alles aus diesen beiden Quellen, die die Urquellen aller wahren Kunst immer schon waren, noch sind und ewig bleiben werden. So ist er ein, in bestem Sinne, naiver Künstler. Sein Schaffen quillt, zum größten und stärksten Teile, aus dem Unbewußten. Er steht seinen besten Werken gegenüber wie ein Kind einem schönen, unfassbar schönen Geschenke gegenübersteht: mit großen staunenden Augen. Er wird von seinem Werke überrascht. In wenigen seiner Werke wird man daher etwas Gewolltes, etwas gewaltsam Gemachtes, etwas Verzerrtes finden. Die meisten seiner Arbeiten sind „gemußt“; sie sind nicht „gemacht“: so sind sie nie naturwidrig, nie verfälscht und verlogen, sondern geradeheraus, naturhaft und naturwahr gewachsen.

Dafür zeugen in erster Linie seine Sand-

schnitte auf Kupfer und auf Linoleum, Holzschnitte oder Steinzeichnungen.

Arbeiten aus zehn Schaffensjahren liegen vor mir. Da ist es interessant, das äußere und innere Wachstum des Künstlers zu verfolgen. Zu sehen, wie er 1911 noch mit der spröden Form ringt. Zu sehen, wie schwer es ist, einen Baum so hinzustellen, daß er lebt; daß er nicht wie ein Streichholz dasteht, oder wie ein toter

Balken, oder wie eine im Krampf erstarrte Schlange. Wie schwer ein Bachrand darzustellen ist, wenn er nicht wie ein Kuchenfladen aussehen soll, aus dem da und dort ein Stück herausgebissen ist. Und vor allem: wie schwer das Wasser wiederzugeben ist, das silberne, quecksilberne... Dann aber, mit jedem Jahre wird es deutlicher, gelingt die Bändigung der ungebärdigen Form. Da ist schon eine Radierung aus 1913, einen See darstellend, vielleicht irgendwo



Robert Budzinski: Jugend

in Masuren; darin findet man, wenn man über den vernachlässigten Vordergrund hinwegsieht, schon gänzliche Ueberwindung der Form. Und darüber hinaus: dieses Blatt enthält nicht nur ahnende Bäume, atmende Büsche, im Winde wehendes Schilf und, von alledem eingeschlossen, den See, in dem sich Schatten und Lichter beim leisen Wehen des Windes haschen, — in diesem Blatte ist bereits die ganze Seele dieses Traumparadieses eingefangen; die ganze weh-glückselige Stimmung, die einen im Herzen packt, erschütterte, singen und weinen macht, wenn man, aus dem Alltag herkommend, während der Wan-

derung plötzlich in solche Traumlandschaft gerät. — Diese Eigenschaft: nicht nur die Dinge wiederzugeben, sondern immer das Wesen der Dinge, ihre Seele aus sich auszuströmen auf den stillen Beschauer, diese Eigenschaft haben die meisten der vielen folgenden Blätter.

Wenige Blätter nur sind es, die völlig kalt lassen; auch der größte Künstler schöpft zuzeiten seinen Brunnen aus; dann ist sein Herz leer, und was er statt seines Herzbldutes anbietet, ist blinkendes Nichts, loser Tand, Flick- und Stückwerk. Da ist ein Einolschnitt aus 1915: zwei alte Bauernhäuser, dahinter ein Bach, Wiesen, Hänge, Büsche, im Hintergrund Wald. Vor den Häusern Gräser und Blumen. Aber alles das hat kein rechtes Leben. Die Blumen blühen nicht, sie sind kalt und leblos wie Wachsbldumen; die Wiesen grünen nicht, der Bach rinnt nicht, der Wald rauscht nicht. Dieses Blatt rührt nicht an deine Seele, weil es selber keine Seele hat. Weil des Künstlers Seele schlief oder vom Alltag zertreten war, da er dies Bild schuf.

Dann aber andere, wo blühende Herzensinbrunst jäh auf dich eindringt: Schlanke, schwarze Kiefernstämme vor ein von Sonne leuchtendes Wasser gestellt; im Hintergrunde das dunkle jenseitige Ufer. Da strömt der ganze wundervolle Duft des Kiefernwaldes auf dich ein, da rauschen die Wipfel von Geheimnissen, und die Wellen am Ufer erzählen leise, leise von wundersamen Dingen. Und die Sonne, die Sonne im Wasser und in der Luft über den wandernden Wolken, die trifft dich ins Herz, daß du still die Hände faltest, während du fühlst, wie dein Blut voll Jubel und Dank und Lobsinget.

Und immer wieder sind es Blumen und Wiesen und Büsche, wogende Aehrenfelder, Seen und Wälder, die der Künstler vor dich hinstellt mit seiner Zauberhand. Und immer wieder wird dir das Alte neu; denn auch Sonne und Mond und Sterne — und die Schatten der von ihrem Licht umflossenen Dinge werden dir immer wieder zu neuen, leuchtenden Erlebnissen, so oft du auch in ihren Bann gerätst.

Und lebendig wie Blumen, Wiesen, Seen, Felder und Wiesen setzt der Künstler auch seine Tiere in diese Natur. Ob er weißleuchtende Möwen über den Seestrand gegen schwarze Kiefern auffliegen läßt, ob er die plumpen, schwarz-weißen Kühe weiden oder in der Tränke sieht, ob er den dunklen Pferden nachgeht in dem tiefen, sonnenhellen Wiesengrund, oder ob

er den sich stramm auf einem Bein haltenden, philosophierenden Storchvater belauscht hochoben auf dem Dachrand, — immer sind diese Tiere der Natur untrennlich zugehörnde Wesen. Nicht, wie es so oft bei andern der Fall ist, Fremdkörper, die sinn- und seelenlos in die Natur hineingestellt sind, ob sie sich an der ihnen zugewiesenen Stelle der Erde wohlfühlen oder nicht.

So organisch in die Natur eingefügt sind immer auch Budzinskis Menschen. Ob es alte, Pilze sammelnde Frauen im Walde sind, oder ein junges Mädel bei der Fußwaschung am Ufer eines rieselnden Baches, oder ein anderes, das im Heidekraut liegt und in die Wolken träumt, ob es ein pflügender Bauer mit seinen Gäulen ist, oder ob es sehnige Schnitter sind im fallenden Korn, Garben bindende Frauen, hochbepackte Erntewagen mit singenden Mägden, eine dunkle Tenne mit schwarz gegen das Licht gestellten, stakenden Knechten, ob es ein armes, dummes, einsames Gänseliesel im Abendrot, lichtweiße Elfen in dunklem See oder ein Boot mit zwei selig Liebenden im schimmernden Mondenschein... oder endlich: eine echte, rechte Bauernhochzeit mit tanzenber Jugend und saufendem Alter, immer und immer fühlt man: hier gehört eins unbedingt zum andern; hier sind nicht die Menschen der Natur wegen hingestellt und nicht die Natur der Menschen wegen; hier ist nichts Kulisse, nichts Dekoration; hier ist alles tiefinnerlich verwachsen und seelisch verbunden wie die Baumwurzel mit der Erde, die Krone mit dem Himmelsblau, das Himmelsblau mit den fliegenden Wolken und Vögeln... Kurz: hier ist kein Theater, kein Puppenspiel, sondern Leben. Wahrhaftiges, quellendes, blühendes Leben.

Auch in diesen Blättern sieht man, Jahr um Jahr, das Ringen mit dem Stoff. Schon in einem Blatt aus 1911 aber steht jeder Mensch an der Stelle, wo er stehen muß; wo er in das Gesamtbild am besten „hineinpaßt“, wo er die Gesamtwirkung nicht nur nicht stört, sondern sie vielmehr durch sein Dasein erhöht. Aber in diesen frühen Blättern sieht man noch deutlich die Unsicherheit des suchenden Künstlers: Wie ungenek stehen in einem Blatte „Frühling in Buschmühl“ noch die Gestalten; der Kopf, der Rumpf, Arme, Beine der beiden Frauen am Bach: wie nicht zusammengehörig; Starre, Krampf, Verzerrung. — Ebenso in der Radierung „Schnitter“ aus demselben Jahre:



Robert Budzinski: Reger

die Bewegung der mähenden Männer. Da sieht man noch nichts von gleitendem Schwung und singendem Rhythmus; die Schnitter setzen zum Mähen an; in diesem Augenblick aber überkam sie die Starre der Glieder. Welcher Fortschritt schon im nächsten Jahre in dem Blatt „Ernte bei drohendem Gewitter“: Unübersichtlich weites Kornfeld grell gegen den gewitterschwarzen Horizont. Ein Leiterwagen, vollbepackt mit der goldenen Frucht. Noch werden Garben hinaufgestakt. Welche fiebernde Eile in den Arbeitern! Und wie fliegen die losen Garben im eben aufkommenden Sturm! Und welcher mitreißende Rhythmus in dem andern, bereits davonjagenden Viergespann! Dazu im Hintergrund der Weg mit den hohen, schwarzen, vom Sturmwind tief gebeugten Bäumen. Ein Bild, so voll von hastendem Lebensatem, daß man den Sturm, der da saust, zu hören vermeint.

Und dann, in jedem Bilde mehr, das wachsende Können, die endlich fast spielende Ueberwindung des Körperlichen, das Führen der Linie zur letzten Einfachheit und, damit zugleich, zu größter Wirkung. Ein Blatt wie z. B. die „Kartoffelernte“, aus dem Jahre 1917, ist in seiner sprühenden Lebendigkeit kaum zu übertreffen. Es gehört zum Besten, was Budzinski bisher geschaffen.

Ein ganz neues Gebiet hat Budzinski sich in letzter Zeit erobert: er gibt den Charakter einer Landschaft in einem — Menschenbildnis.... „Masurischer See“, „Meer“: zwei Mädchenköpfe, — und doch lebt und webt in ihnen das selige Wunder Masuren, das unergründliche Geheimnis Meer. Gerade in diesen Arbeiten zeigt sich die tiefinnere Verbundenheit der Budzinskischen Kunst mit der Natur. Und vor diesen Arbeiten wird es uns zum lebendigen Erlebnis, daß die Natur nicht

nur Stoff ist, nicht nur Gestalt und Form und Farbe hat, daß sie auch eine tiefinnen verborgene lebendige Seele besitzt, die nicht weniger abgründig und geheimnisvoll ist wie unsere eigene Menschenseele.

Bleibt ein Sprung zu tun: zum nackten Menschenleib; zum nackten Manne, zum nackten Weibe, umspült von der Luft, befüßt von Licht und Schatten. Und hier fällt es nicht so leicht, in den Werken des Künstlers, soweit sie vorliegen, Zeiten des Ringens, Punkte des Vorwärtstommens festzulegen. Deshalb fällt dies nicht leicht, weil man schon in den Blättern aus 1911 eine scheinbar mühelose Beherrschung der menschlichen Formen sieht. Ob der Künstler ein junges Weib mitten im Aehrenfelde darstellt; oder, eingerahmt von dunklem Blattgerank, auf den in seinem Licht fast blendenden See hinausinnend; oder im schwanken Dünengrase, den Wogen des Meeres laufend; oder, zwischen hohen Gräsern an einem Wasser knieend, den schlanken, sonnenvergoldeten Leib und das lichtbrennende Haar in den dunklen Fluten spiegelnd, — immer sind diese Menschenleiber schön und voll singender Melodie, wie das Lied eines von der Reinheit und Schönheit seiner Geliebten ergriffenen Dichters. — Und man fühlt: hier ist der Urquell, aus dem heraus das ganze Schaffen Budzinskis sein sprühendes Leben, seine naturfrohe Frische und Siegesicherheit erhält: die Sinnenfreude! Ich sage: Sinnenfreude, nicht: Sinnenlust. Sinnenlust führt, wenn sie nicht gebändigt wird, zur Seelen-Schwäche. Ungebändigte Sinnenlust trinkt das Herzblut des Künstlers in vollen Zügen. Beraubt ihn so seiner besten Kraft. Sinnlichkeit, durch harte Hand gebändigt, gebiert Sinnenfreude. Die eine nie auszulehrender Quell schöner Kräfte ist. Ein Quell, der jedem Kunstwerke Atem und Leben spendet. Diese Sinnenfreude ist Budzinskis bester Teil. In einer Lebensbeschreibung sagt er selbst: „Die Frauen haben immer in meinem Leben eine große Rolle gespielt. Es ist wohl so, daß der Bildner sie braucht. Die Welt bezeichnet den Künstler daher als leichtsinnig und sagt ihm viel Böses nach, aber ohne Berechtigung: Liebe und Hunger treiben die Menschheit vorwärts, ich weiß nicht, ob es immer stimmt, beim Maler ist es sicher der Fall, nur in einem viel tieferen Sinne, als die Menschen glauben.“

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß Budzinski nicht nur den Einzelakt meistert,

daß ihn diese Meisterschaft auch nicht im Stiche läßt, wenn er 10, 20 und 100 nackte Menschenleiber auf die Platte bannt. Erst wenn man die elenden Stümpereien vieler Heutigen in diesem Bereiche kennt, wird einem die Größe der Leistung Budzinskis ganz aufgehen.

Zu sprechen ist noch von Budzinskis Bildnissen. Sie sind fast immer sprechend ähnlich und lebendig. Tragen trotzdem immer die Eigenart des Künstlers „an der Stirn“, sind unter den Bildnissen anderer Künstler ohne weiteres als von ihm stammend erkennbar; das gilt besonders von den Bildnissen seit 1919. Und fast immer gelingt es Budzinski, in seinen Bildnissen das Wesen des Betreffenden, seinen fest umrissenen Charakter zu geben; nicht nur die äußere Maske, die jeder Mensch, bewußt oder unbewußt, trägt, wenn er — nicht mit sich alleine ist. —

Ueber die zahllosen Bucheigenzeichen (auf deutsch: Ex libris), die Budzinski ausgeführt hat, wäre — ein besonderer Aufsatz zu schreiben. Der zur Verfügung stehende Raum zwingt, hier nur kurz darauf hinzuweisen, daß Budzinski auch in diesen Kleinkunst-Stücken Vortreffliches leistet, wenn auch das Problem: Bild und Schrift miteinander in Einklang zu bringen, noch nicht immer restlos gelöst erscheint.

Ebenso kurz kann nur erwähnt werden, daß Budzinski sich auch vielfach als Buchzeichner (zu deutsch: Illustrator) betätigt hat. Besonders hervorzuheben sind die Zeichnungen zu dem von Karl Plenzat herausgegebenen „Liederschatz“ im Verlage Hofmeister, Leipzig. So hat Budzinski auch eine große Anzahl im Verlage Erich Matthes, Leipzig, als Einzelbänden herausgegebene Novellen von Theodor Storm und manche anderen Werke mit Zeichnungen versehen. Daß viele dieser Zeichnungen nicht gerade Ewigkeitswerte enthalten, braucht nicht besonders betont zu werden. Es ist manches darunter, was nur als gutes Handwerk bezeichnet werden kann. Bestellte Arbeit bleibt immer nur halbe Arbeit.

Daß Robert Budzinski bereits eine größere Anzahl Bücher herausgebracht hat, dürfte weiteren Kreisen kaum bekannt sein. Vor mir liegen: „Sonntage“, zehn Steinzeichnungen, die gelegentlich der Teilnahme des alten Wandervogels Budzinski an dem Pfingstgautag 1918 der altpreussischen Wandervögel entstanden sind. Den meisten dieser Zeichnungen merkt man das Zeit- und Ortgebundene an. Wertvoller als

sie ist die den Zeichnungen beigegebene Erzählung der Wanderfahrt, in der sich Budzinski, trotz seines bemooften Hauptes, als echtes, ewigjunges Wandervogelblut entpuppt. — Voll prächtigen Humors in den Zeichnungen und den höchstengen gebastelten Knüttelversen darunter zeigt sich Budzinski in „Ruch und seine Leute.“ — Köstlich sind auch die Zeichnungen Budzinskis zu dem humorvollen, von ihm in regelrechtem „Dramenstil“ geschriebenen „Geisterkönig“, in dem ein Waldschratt, ein Wicht und eine Elfe, des ewigen Dankens untereinander müde, auf den Gedanken verfallen, einen König aus dem Menschenvolke zu wählen, und auf der Suche nach diesem allerlei tolle Abenteuer erleben.

Ein stilles, feines Buch ist das 1919 folgende Märchenbuch „Glockenblume“. Es zeigt, in dem erzählenden Wort wie besonders in den beigegegebenen Linoleumschnitten, mit welcher Liebe Budzinski an der Natur hängt; wie seine Augen, wie sein Herz und seine Seele das Leben ringsum erfassen: das Leben der Ackerscholle, der Gräser, Blumen, Büsche und Bäume, das leise Leben und Weben des

Windes und das unfassbar gewaltige Leben des brausenden Sturms, das Leben des grauen, weinenden Regens und der unzähligen Sonnen und Sterne im Himmelsblau.

Ueber allen bisher genannten steht das

„Geister und Geispensterbuch“, das Budzinski, mit Genehmigung seiner Frau seinen Freundsinnen gewidmet hat, und das „die gebräuchlichsten Geister und Geispenster, nach der Natur dargestellt, für Dichter, Maler und Brautleute“ enthält. Dieses Buch kann man immer wieder zur Hand nehmen, immer wieder erhebt es einen durch seinen befreienden, ganz aus urdeutschem Herzen quellenden Humor über den grauen Alltag hinaus.

Hoch über den bisher genannten Büchern aber steht das 1921, wie alle bisherigen Bücher



Robert Budzinski: Meer

bei Erich Matthes, Leipzig, erschienene: „Antlitz der Menschheit“. Es will eine graphische Darstellung der Geschichte der Menschheit geben und tut dieses, indem es in 36 Holzschnitten gewissermaßen die Einzelzüge dieses Antlitzes der Menschheit zu einem Ganzen zusammenzusetzen versucht. Eine Ueberfülle von Gedanken ist in diesen Holzschnitten verarbeitet.

Wenn man nur einige Unterschriften der Bilder hört: Buddha, Franziskus, Religionsstifter, Kopernikus, Giordano Bruno, Kommunismus, Luther, Moses, Leidenschaft, Zeugung, Geburt, Tannhäuser, Bach, Michelangelo, Mammon, Satrikstadt, Revolution, Friebe, — und sich gegenwärtigt, wie viel Körperloses, rein Geistiges, hier zu gestalten, d. h. künstlerisch in Fleisch und Blut umzuwandeln war, falls es verständlich werden und außerdem ein Kunstwerk bleiben sollte, dann begreift man die Größe dieser Arbeit. Und diese Arbeit ist in den meisten Bildern nicht nur bewältigt, sie ist in einer Weise bezwungen, daß man nur ehrlich staunen und bewundern kann. Nicht alle diese Bilder sind gleichwertig. Offenbar sind sie auch nicht einem im voraus festgesetzten Plane gemäß entstanden, sondern zu verschiedenen Schaffenszeiten; später erst sind sie dann wohl unter dem Sammeltitle zusammengefaßt. Die einheitliche Linie bleibt trotzdem gewahrt. Viele der Bilder schreien geradezu nach einem größeren Rahmen. Denn sie sind in Idee und Ausführung monumental. Aber gerade daß diese Monumentalität noch aus diesen verhältnismäßig kleinen Zeichnungen spricht, zeugt dafür, daß die gestellte Aufgabe unter schwierigsten Bedingungen gelöst worden ist.

Eine weitere Sammlung: „Heroika“ befindet sich zurzeit im Druck bei dem Verlage Holzwart in Rothenfelde. Aus dieser Sammlung spricht der Sinnier und Philosoph Budzinski. Der Mensch, der das Leben ringsum blühen sieht, sich aber Gedanken macht, über woher und wohin und wozu. Da liegt, irgendwo im Felde, ein nacktes, blutjunges Mädel in lachendem Sonnenschein; über seinen blühenden Leib aber geistert der dunkle Schatten einer Sense.... Da geht ein Mann mit der Frau, der sein Herz gehört; hinter ihnen aber der schleichende Schatten des „Dritten“, der das Glück der beiden zerstören wird. — Da steht ein junges, nacktes, lebensvolles Weib vor einem hohen Spiegel;... aus diesem aber grinst ihm ein altes, abgekehrtes Frauenzimmer entgegen.

Da steht ein „Held“ und drückt sich selbstbewußt den Lorbeerkrantz ins Haar; — und hinter ihm steht der Schatten eines Esels.... Eitler Wahn, Lug und Trug ist das Leben. Und hinter allem Leben droht der Tod. —

Eine weitere Sammlung: „Heroika“ harret noch des Verlegers. In dieser Sammlung wird, vielfach in symbolischen Einkleidungen, der heroische Kampf des Menschen mit der Welt, mit dem Schicksal und nicht zuletzt mit seinem eigenen, ungebärdigen, bösen Ich — bis zum sieghaften Ende dargestellt. Auch in dieser Bildfolge befinden sich wieder Gestalten von ungeheurer Eindringlichkeit, von blut- und kraftstrotzender, blühender Körperlichkeit. Daneben aber steht da und dort noch nicht reiflos Gestaltetes; manches, was, sehr sichtbar, die Spuren der Gedankenarbeit an sich trägt. Der Sinn mancher Darstellung ist erst nach längerem Sinnen auffindbar. Das aber ist kunstwidrig. Kunst soll und muß unmittelbar zum Herzen, sie muß zum mindesten unmittelbar zu den Sinnen sprechen; unmittelbar, d. h. ohne erst den holperigen Weg über den Verstand einschlagen zu müssen. Wenn dieser Weg erst beschritten werden muß, ist das betreffende Kunstwerk nicht schlackenfrei. Bei manchen Gestaltungen der Sammlung mag dies der Grund für ihre nicht völlige Abgeklärtheit sein: daß gerade diese Blätter sicher einen guten Teil persönlichen Erlebens des Künstlers enthalten; daß dieses Erleben aber innerlich noch nicht so weit bewältigt ist, um eine Betrachtung von oben her und eine Formung von außen her zu ermöglichen. Das Herz des Künstlers ist noch wund; zerwühlt vom Schmerz; da muß die Hand zaghaft werden. Jede Frucht auf dem Felde braucht Zeit zur Reife. Wievielmehr die köstlichste aller irdischen Früchte, die große Gottesgnadenfrucht der Kunst. —

Der Künstler Robert Budzinski, der heute im 47. Lebensjahre steht, kann und wird uns noch manche solcher Früchte spenden. Er soll sich nur vom bösen Alltag die Zeit zur Reife nicht rauben lassen. —

Abend im Bruch

Die Wiesen trinken Gottes goldnen Abendwein.
Ein Reiher streicht mit breitem Flügelschlag zu Nesten.
Die Grillen geigen ihre Wiegenkinder ein.
Nur in versteckten Kelchen zechen ein paar Gäste.

Die Pappeln stehn wie Kutenmöncherings im Bruch.
An ihren Knien kauern graue Nebelfrauen.
Der Mond lugt in das aufgeschlagne Abendbuch
und setzt den Silberstift in meine Heimatauen.

Frank Mahke

Eine Danziger Adventsandacht

Von Friß Braun

Wen hätte es nicht schon verdrossen, wie selten sich die Menschen um ihre Vergangenheit kümmern? — Morgen ist Trumpf! Wird unser Vorgesetzter morgen mit uns zufrieden sein? Werden wir morgen unser Schäfchen ins Trockene bringen? Wird morgen diese oder jene Hoffnung in Erfüllung gehn? — Das sind die Fragen, welche die Gedanken in Anspruch nehmen und den Sinn beschäftigen. Aber gestern und vorgestern? — Die sind ja vorbei! Und gar die Tage der Kindheit? — Die liegen ja so weit, so weit zurück! Aus ihnen lassen sich keine Ehren mehr sammeln, keine Schätze mehr einheimsen. Deshalb fort mit ihnen zum alten Eisen!

Sind ein wurzelloses Geschlecht, solche Menschen! Ob sie wohl je imstande sind, ihr Leben vom Standpunkt der Ewigkeit aus zu betrachten, als eine Zeitspanne, in der vielleicht ein paar stille Stunden die köstlichsten Gaben boten und den herrlichsten Inhalt bargen? Wie wäre ich so manches Mal von des Lebens Ueberdruß übermannt worden, hätte meine Erinnerung dann nicht den Weg gefunden zu Stunden der Vergangenheit, da das Licht der Ewigkeit in mein Leben hineinleuchtete, Freuden spendend und Schmerzen, sei es nun das wunschlose Glück verträumter Kindheitstage gewesen oder das tiefe Leid, das uns überkommt, wenn wir liebe Wünsche, holde Träume begraben müssen, und doch des Schöpfers Hand dabei segnend auf unserm Scheitel spüren.

Viel Köstliches hat mir das Leben beschert, wenn ich den Weg fand zu Stätten, um die ich schon lange im Traum begeistert hatte, Ziele erreichte, die mir gar fern erschienen waren, und Gedankenknäuel entwirrte, die Jahr und Tag der prüfende Geist für ein krauses Geschlecht verschlungener Fäden gehalten hatte. Aber weit näher fühlte sich meine Seele dem ewigen Gehalt meines Lebens, wenn ich wieder einmal dort weilen durfte, wo mein Herz höher geschlagen, meine Stirne heißer geglüht hatte. Waren das nicht Stunden der Andacht, wenn ich im grünen Tal von Beikos rastete und mein Blick den gelbrotten Pfaden folgte, die an dem blühenden Hang zu der freien Höhe emporklimmen, von der dein Blick vom Pontus fliegt bis zum Marmarameer, über prangende Gärten hinweg, schimmernde Städte und tiefblaue Meer-

flut? — Wenn ich der Jugendtage gedachte, da dort schlanke Mädchen vor mir herschritten, deren Lachen heller tönte als das Lied des Bülbüls, da die Welt so weit und so offen vor mir lag wie eines Königs blühender Garten, in dem Rosen duften, Bronnen rauschen und der üppige Pfau seines Schweifes Schillerpracht den kosenenden Sonnenstrahlen preisgibt. Waren das nicht Stunden der Andacht, wenn der Mann hinaufstieg zu den Halden der Kassubei, wo der Jüngling einst mit guten Gesellen geraftet hatte, die er mit Fesseln der Freundschaft hielt? Waren das nicht Zeiten der Einkehr, da ich mich fragte, ob ich dem Sinn meines Lebens treu geblieben sei, ob in meiner Seele Allerheiligstem das stille Lämpchen noch glühe, das der verträumte Knabe einst sonnighellen Idealen weihte und mit dem Oel seiner Sehnsucht speiste? —

Stunden der Andacht wurden es vor allem, wenn ich am dunkeln Winterabend, zu jener Zeit, da die Glocken des Heilands Nähe verkündeten, durch die engen, winkligen Gassen meiner Vaterstadt strich, die Brust übertoll von frohen und leidvollen Erinnerungen, übertoll von Gesichten, die sich der dunkeln Zukunft entgegenwandten. Wollt ihr mich begleiten auf dem einsamen Gang? Still, weich und durchsichtig ist die Winterluft, wenn auch dicke Wolken des Himmels Sterne deinen Blick entziehen. Ob wohl der halbe Mond hinter den Wolken geht? — Ich glaube es kaum. Schwer lastet das Dunkel der Nacht auf den alten Dächern, über die der regenden Kirchen hohe Türme zu uns herabschauern. Kaum erspähte sie unser Blick, zeichnete sich nicht hier und da ein Gefirnse, ein Fries als weißer Schneestreifen scharf an den Nachthimmel. Auf den Gassen schmolz die weiße Wolkengabe schon lange, doch hat vormittags der rege Wind — er ging längst zur Rüste — das Pflaster getrocknet, so daß dem Wanderer kein garstiger Straßenschmutz mehr lästig wird.

Ist ein gar stilles, nachdenkliches Gehäuf, darin wir wandern. Leuchten da droben die ewigen Sterne, so fliegt unser Blick hoch hinauf und sucht entlegene Fernen. Nun aber, da die Nacht ihren schwarzen Schleier tief herabhängen läßt, gibt's kein Entfliehen. Ist's nicht, als hätte die alte Mutter Gedania ihr Kind

recht vor sich auf den Schoß gesetzt, so daß es ihr gerade hineinblicken muß in das ernste und doch so gütige Auge, um ihr Rede zu stehen über alles, was es da draußen in der Fremde begonnen habe.

Sind der Gesichte gar viele, die uns da überkommen auf unserm stillen Wege. Dort vor jenem Hause stand einst der Leichenwagen, der meinen Vater entführen sollte. War ein gar kalter Wintermorgen, und der graupelige Schnee peitschte die Fensterscheiben. Kaum sechs Jahre war ich damals alt, und doch höre ich noch heute das harte Geräusch, das die Eiskörner verursachten. Manches Mal gedachte ich jener Stunde und des schlichten Mannes, der damals davonging. Wieder und wieder pinselte er den grünen Baumschlag und die schneebedeckten Berge auf die Kulissen und Hinterwände, die er dem Danziger Stadttheater liefern mußte, aber seine Gedanken gingen dabei auf anderen Wegen und träumten von den personenen Landschaften, die er in Feierstunden auf die Leinwand zauberte, mit reinem Willen und heißem Bemühen. Nur Nachbarn und Gefreunde priesen sein Werk, aber ihn selber machte es freier und reicher. „Was nie du bejessen, ersehnt, nie vergessen, wird deines Himmels Grundbau sein!“ Schier feierlich wird mir zumute, als ob der Tote mir zuraunte: „Halte deine Sehnsucht fest! Sie ist deines Gottes drängender Wille und die unbeirrbar Magnetnadel deines Wesens!“

Und weiter geht's durch die stillen Straßen. Sieh nur, wie hoch und groß sich das Portal der Marienkirche vor uns aufbaut, das auf die stille Frauengasse hinausschaut! Ist wohl schon manchem ein Mahner gewesen, wenn er vom Alltagswerk heimkehrte am Feierabend, den Kopf noch voll von allerlei Zahlen und Gedanken an Verlust und Gewinn, und nun der Mondschein in den hohen Kirchenfenstern glästete, genau so, wie vor jenen hundert Jahren, da sein Urältervater dieselbe Straße ging, genau so, wie nach Jahrhunderten, wenn dein später Enkel ins lockende Leben hinauszieht. In diesem hohen, schmalen Giebelhaus zwang es einst den übermühten Bruder Studio nieder an seiner Mutter Schmerzenslager. Noch heute tönt es ihm ins Ohr, jener Segensspruch, den hingebende Liebe fast in Worte der Entschuldigung kleidete: „Ich kann dir ja nicht raten; ich verstehe ja nichts von alle dem, wonach dein Sinn verlangt!“ Welche Kraft quoll mir nicht aus diesem leidvollen Bekenntnis der Ohnmacht! Wißt ihr, was Phrasen sind?

Gerade das Gegenteil von solchem Mutterwort! Wenn ich sie je schmieden wollte im Leben, hob es sich hoch vor mir auf, daß ich mich schämte vor solchem Tun.

Nun gehen wir über den Langen Markt. Hier trippelte schon der Knabe, der sich festhielt an seiner Mutter Rock, wenn sie bei der feilschenden Händlerin den krausblättrigen Kohl erstand und den fettig glänzenden Gänseleib. Hier stieg es dem halbwüchsigen Buben jäh und heiß in die Wange, wenn die Helmzier der Grenadiere im Sonnenlicht gliehte und die großen Pauken dröhnten, daß die Fensterscheiben an den hohen Giebelhäusern klirrten und die römischen Damen an dem Steffensschen Giebel den Brustbausch des Gewandes enger rafften. Und dort von der Freitreppe des Rathauses herab hielt der kecke Suchs der Königsberger Teutonen manch übermütige Rede, wenn der feuchte Neptun gleichendes Silber im Mondschein versprühte und die alten Droschkengäule vor dem Artushof von den sonnigen Weiden Ostpreußens träumten. „Hochverehrte Mitbürger und du, sonderlich geschätzter Nachtrat!“ Wo sind die Frohen geblieben, die damals neben mir im Ratskeller in die grünen Römer schauten? „Die einen, die weinen, die andern, die wandern“, und gar mancher ist längst still geworden, ach so still. Aber ihre Geister raunen in dem Nachtwinde, der die letzten dürren Blätter der schlanken Ulmen erzittern macht. Wie hell und raufend tönten nicht unserer Jugend Weiselieder! Liegt dir der Klang nicht noch im Ohr? „Dein im Leben, dein im Sterben, ruhmgekröntes Vaterland!“ O, ihm zu dienen war so leicht, so schöne Pflicht! Nun gilt's, dem Breßhaften die Treue zu halten. Und mit der Treue wächst es wieder und hebt sich aus seiner Gasse. Nur wer ohne Dank dient und ohne Lohn, der dient stolz und frei.

Bist du schon müde, mein Freund und Wegesgefell? Das wäre mir leid, denn wenigstens dem alten Winterplatz müssen wir noch einen Besuch abstatten. Sieh nur, was die Eichenpyramiden, die den Springbrunnen umgeben, für gewaltige Stämme bekommen haben! Aber größer durfte ihr Laubkegel doch nicht werden. Den hielt des Gärtners Schere streng in Zucht. Geht's manchem Menschenkinde im Leben nicht ebenso? — Wieder und wieder weitet sich die Brust von heißem Begehren und starkem Lebenswillen, aber morgen wie gestern zwingt ihn ein allmächtiges Geschick in enge Gehege und zwischen wehrende Schranken.

Siehst du, dort hinter den hohen Fenstern sah ich manch' liebes Mal, wenn unser Direktor Carnuth seinen Abiturienten bewegliche Abschiedsworte ins Leben mitgab, und fast immer klangen sie in den Wahlspruch aus, der ihm selber Weiser gewesen war und Leitstern, jenes welsche Wort, in dem germanischer Ahnen Geist im Frankenlande noch einmal lebendig wurde, die Lösung: „Noblesse oblige“. Auf dem Markte und in den Gassen gilt heut' andere Weisheit. Da tanzt die Menge um das goldene Kalb, da ist niedrige Schläuheit Trumppf, zimmert sich jeder seines Lebens Tempellade aus allerlei glitzerndem Tand, den die Motten fressen und der Rost. Hat das auch euren Sinn betört, ihr Gesellen, die ihr einst neben mir unter diesen Linden standet, jung und schlank, lebenshungrig und schaffensfroh? Oder bewegt ihr auch draußen im Kampfe des Lebens des alten Atheners stolzes Wort in euren Herzen, das ihr einst als flaumbärtige Primaner stammelnd übertrugst in euer ehrlich Deutsch: „Wo jedweder sich selbst hinstellt oder von seinem Oberen hingestellt wird, da soll er wurzeln und nicht Gefahren oder sonst was mehr fürchten als die Schande!“

Doch nun ist's genug mit unserer Adventsfeier! In den kahlen Aesten macht sich der Wind auf, und schwere Tropfen fallen. Noch längen sich die Nächte, und Dunkelheit folgt auf Dunkelheit. Alles Licht und Gute aber entfloß zu anderen Zonen und zu anderen Menschen. Zerbrochen ist unserer Väter blanke Wehr, und über die blutigen Stoppeln der zertretenen Acker sausen die Pfeile der Heunen. Aber wie nach dem dunkeln, dunkeln Winter der Tag sich längt und die Sonne steigt, werden auch in des deutschen Geistes Garten wieder Lenzlüfte wehen, daß die Primeln blühen und die Anemonen. Laßt uns dieser Tage harren, eingedenk der starken Wurzeln unserer Kraft! Nicht im Lauten und Buntten quillt denen das Wasser des Lebens. Aus den geheimnisvollen Tiefen unseres Seins müssen sie es ziehen und heben, von da, wo die Mütter aller Dinge wohnen. Sollen die auch euch den Weg weisen durch die Wirrsal der Zeit, so wandert mit uns durch die stillen Gassen der Vaterstadt, wo die Steine predigen und reden. In ihrem nächtigen Dunkel vergeht ihr des Tages Tand und findet das köstlichste Gut, das euer Leben euch bieten kann, euch selber und eures Wesens tiefinnersten Kern!

Akt-Danziger Komponisten

Von Hermann Rauschning-Posen

Wie in der bildenden Kunst ist auch in der Musikgeschichte die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit der norddeutschen Städte an beiden Meeren nicht zu verkennen. An der Entwicklung der protestantischen Kirchenmusik, an der Ausbildung der Kantate, der Orgelmusik, haben sie mehr oder weniger wesentlichen Anteil. Zu diesen Städten tritt ebenbürtig Danzig mit einer reichen, ja glänzend zu nennenden Musikpflege, die ein nicht minderes Zeichen der bedeutsamen Höhe deutscher Kulturpflege in dieser Stadt ist als das bekannte äußere Stadtbild. Diese Musikpflege, die in der Geschichtsschreibung der Stadt bisher verhältnismäßig unbeachtet geblieben ist, findet ihren Ausdruck nicht nur in den fast an allen Kirchen bestehenden Chören und Kapellen, in dem Institut der Ratskapelle, in einer Zunft zahlreicher Instrumentisten, sie zeigt sich nicht nur in den hervorragenden Orgelwerken, die wie das Werk in der Marienkirche im 16. Jahrhundert europäischen Ruf hatte, sie gewinnt vor allem durch

eine Anzahl beachtenswerter Komponisten Bedeutung, die in Danzig von etwa 1550 ab wirkten. Die Anschauung jener Zeit, die sich in einer Äußerung des Organisten Paul Siefert, eines der beachtenswertesten Komponisten Danzigs im 17. Jahrhundert zeigt, daß nämlich kein Musiker durch fremder Komponisten Arbeit zu dem Grad eines Meisters in der Kunst der Musik gelangen könne, läßt es verständlich erscheinen, wenn in einer an Musikpflege reichen Stadt wie Danzig die Liste der Komponisten nicht gering ist. *)

Schon 1560 wird ein eigens bestallter „Kompenste“ an der Spitze des Chores an St. Marien genannt. Während im übrigen Deutschland mit Ausnahme fürstlicher Kapellen die Leitung des Chores einem Lehrer, dem Kantor oblag, war in Danzig seit 1560 dieser Komponisten- oder Kapellmeisterposten ein von jeder

*) Die folgende Darstellung beruht auf bisher ungedrucktem Material und eigenen Forschungen. Eine ausführliche Monographie über die Musikpflege Danzigs, in der die Quellen angegeben sein werden, wird demnächst im Druck erscheinen.

Schulpflicht freies Amt, ein beachtenswertes Zei-
chen für den Reichtum der Musikpflege in Dan-
zig. Von diesem ersten Komponisten, Franziskus
de Rivulo mit Namen, sind, während von den
früheren noch als Kantoren bezeichneten Leitern
des Kirchenchores von Marien (gegen 1522 der
Kantor Andreas Pregell, von 1540 Lampertus
Sthraus) Kompositionen nicht nachgewiesen wer-
den können, einige lateinische Messen und Mo-
tetten und frische lebendige deutsche Gefänge
handschriftlich erhalten. Letztere gewinnen ein
besonderes Interesse durch Verwendung einhei-
mischer Motive. An Delschs „Danziger Aus-
rufer“ erinnert das vierstimmige Lied „Hier
frischen Retick, volck hier, dröge spöne, frawe,
hier frischen Krabben“ usw. Musikalisch wert-
voller ist das frische fanfarenartige: „Auf, auf,
auf! Von der Bank / mach nicht lang / von
dem stro / mach dich fro / von dem beth / so
ihr heth“ u. s. f.

Während von dem Nachfolger Rivulos, dem
1566 ihn im Amt ersetzenden Anselmus Dulcet
Kompositionen nicht erhalten sind, liegen von
dem Niederländer Johann Wanning, der
das Kapellmeisteramt an St. Marien von 1569
bis 1599 bekleidete, Kompositionen in größerer
Zahl im Druck und handschriftlich vor. Drei
Sammlungen mehrstimmiger Motetten, die erste
dem Danziger, die zweite dem Marienburger
Rat, die dritte drei Danziger Ratsherrn gewid-
met, erschienen Ende des 16. Jahrhunderts im
Druck. Es sind Kompositionen von zum Teil
hervorragender Schönheit, in dem polyphonen
Stil der späteren Niederländer, nicht ohne ge-
wisse Einflüsse der Venetianischen Schule, zwar
a capella geschrieben, doch zweifellos schon mit
Instrumentalbegleitung ausgeführt. Sie sind
auch heute noch wohl ausführbar und von
großer Wirkung.

Nur kurz erwähnt sei der Nachfolger Wan-
nings, Nikolaus Zange, bekannt als Komponist
zahlreicher weltlicher Lieder. Er verließ Dan-
zig bereits 1602 aus Furcht vor der Pest mit
Urlaub, den er überschritt. Er machte eine Reise
über Augsburg, wo er vom Kaiser zum Kapell-
meister „von Hause aus“ angestellt wurde, nach
Venedig, um dort Kompositionen in Druck zu
geben. 1607 tauchte er wieder in Danzig auf,
verließ aber die Stadt in dem gleichen Jahr,
ohne seinen Abschied zu nehmen. Einige Hand-
schriften der Danziger Stadtbibliothek bewahren
verschiedene mehrstimmige Kompositionen von
ihm auf. Alle zeigen stark venetianische Züge.

Während der ersten Abwesenheit Zanges be-

warben sich eine ganze Anzahl einheimischer
und auswärtiger Komponisten um den be-
gehrten Kapellmeisterposten: der Thorner
Johannes Celscher, der Lehrer an der Danziger
Marienschule, Gregor Schnitzkius, vor allem
der Stettiner Philipp Dulichius, ein nicht un-
bedeutender Komponist. Alle widmeten dem Rat
Kompositionen. Den Posten erhielt schließlich
1607 der Pommer Andreas Hakenber-
ger, der bis dahin Sänger am polnischen Hofe
gewesen war. Er war beiläufig katholischer
Konfession und bekleidete trotzdem den Kapell-
meisterposten an der evangelischen Hauptkirche.
Seine erste beachtenswerte Kompositionssamm-
lung sind die 1610 in Danzig im Druck er-
schienenen „Newe deutsche Gefänge nach Art der
Welschen Madrigalen“, sechs fünf- und ein
achtstimmiges Lied, darunter ein beachtens-
wertes auf den bekannten Text „ein Musicus
wolt frölich sein“. Eine Motettensammlung er-
schien 1615 in Stettin in Druck. Sie weist
Hakenberger einen Rang unter den besten Kom-
ponisten seiner Zeit an. Die Motive sind aus-
drucksvoll, die Stimmenführung klar und leicht.
Verschiedene Stimmkombinationen sind ange-
wandt nach venetianischem Muster, antiphonie-
rende Doppelschöre wechseln mit real achtstim-
migen Kompositionen. Reicher und umfang-
reicher ist noch seine zweite Sammlung, die
König Sigismund III. gewidmete „Harmonia
sacra“, sie bietet eine Fülle edelster Kirchenges-
änge. Erwähnt sei die zehnstimmige Motette
„Veni sancte Spiritus“ und das zwölfstimmige
jubelnde „Hodie Christus natus est“. Ein
pietäres Werk Hakenbergers erschien nach seinem
Tode 1620 im Druck, es ist eine Sammlung von
21 kurzen dreistimmigen lateinischen Hymnen
auf Jesus.

Neben den Komponisten an St. Marien treten
auch andere Musiker der Stadt mit Kompo-
sitionen heraus, so Heinrich Lampe (Lam-
padius), der von 1568—1594 Kantor an St.
Johann war, so Michael Weida, der 1613
dem Rat eine neunstimmige Motette widmete,
und Organist an St. Marien war. Sein Nach-
folger war der schon erwähnte Paul Siefert,
1586 in Danzig geboren, der durch seine Streit-
lust lange Jahre hindurch die Musiker der Stadt
in zwei Lager schied; unzweifelhaft einer der
begabtesten Künstler Danzigs. Er hatte als
Stipendiat des Rates bei Sweelinck in Amster-
dam die neue Manier des Orgelspiels gelernt.
Bei den Kirchenvätern fand diese Kunst in-
dessen keinen rechten Anklang, sie beklagten

sich öfters über sein „unfreundliches“ Schlagen der Orgel. Und so geschah es, daß Siefert erst nachdem er längere Zeit in Königsberg und am polnischen Königshof einen Organistenposten bekleidet hatte, 1623 seine Bestallung als Pfarrorganist zu St. Marien erhielt. Paul Siefert's Hauptwerke sind die beiden Teile der Psalmen Davids, mehrstimmige Figuralkompositionen mit den Goudmelschen Melodien zu den reformierten Lobwasserschen Psalmenübersetzungen als cantus firmus. Zeigt der erste Teil engen Anschluß an die Kompositionsart seines Lehrers Sweelinck, so weisen die Psalmen des zweiten eigenen Charakter auf. Instrumentalvorspiele, die als Ritornell zwischen den einzelnen Teilen wiederkehren, erweisen die Einflüsse des neuen konzertierenden italienischen Stiles. Die letzten Psalmen nähern sich in ihrer Mehrteiligkeit einer Art oratorischem Psalm mit ihrer Abwechslung von Sologesang, Tutti und Sinfonien.

Neben diesem Hauptwerk Siererts sind zum Teil erhalten, zum Teil nur dem Titel nach bekannt eine Anzahl weiterer Kompositionen nachweisbar. Auch Orgelkompositionen haben sich handschriftlich erhalten. Siefert ist in der Musikgeschichte auch durch einen Streit mit dem polnischen Hofkapellmeister Scacchius bekannt, der eine Kritik Siefert'scher Kompositionen im Druck erscheinen ließ. Eine Gegenschrift Siererts erschien 1645. Als er 1666 starb, 81jährig, galt er allgemein als einer der berühmtesten Organisten.

Sein Hauptfeind in Danzig war der nach Hakenbergers Tode 1627 zum Kapellmeister ernannte Professor am Gymnasium, Kaspar Förster, der als einziger oberster Musiker Danzigs nicht als Komponist hervorgetreten ist, um dieses Umstandes von Siefert oft nicht grade rücksichtsvoll angegriffen. Trotzdem ist grade diese Zeit die Periode höchsten Glanzes der Ratskapelle. Notenverzeichnisse erweisen einen ganz besonders reichen Verbrauch neuester italienischer, vor allem venetianischer Kompositionen. In der Vorliebe für vielstörige, glänzende Kompositionen prägt sich der ganze dekorative Charakter der Kirchenmusik aus. Man wollte es „königlichen und anderen fürstlichen Höfen“ gleichtun. Nicht zufällig ist es hierbei, daß Danzig mannigfache Säden mit Venedig verbanden, dem großem Beispiel für farbenprächtige Musik. Der Glanz, den Danzig in diesen Jahren um die Mitte des 17. Jahrhunderts entfaltet, findet seinen treffendsten

Ausdruck in den Festlichkeiten anläßlich der Anwesenheit der polnischen Königin 1646. Unerhörte Pracht wurde entfaltet, zu der auch die Musik das ihrige beitrug. Die Stadt hatte nicht nur die Gelegenheit zum erstenmal einer Oper beizuwohnen — es wurden *la nozze d'Amore e di Psiche* von Puccitelli und *Marte e Amore* von Brunerio gegeben — von Siefert wurde ein Epithalamium für nicht weniger als sechs Chöre aufgeführt, die man sich räumlich getrennt aufgestellt denken muß, um von dem gewaltigen Klangraum, der sich hier in verschlungener Polypophonie wölbt, eine Vorstellung zu bekommen. Die Kapelle hatte grade in der Zeit des dreißigjährigen Krieges viele treffliche Musiker namentlich unter den Instrumentisten. So war 1637 eine europäische Berühmtheit wie der Violinpieler und Komponist Carlo Farina, erster Hofpfeifer, vor ihm hatte den Posten der Engländer Flood inne. Aber auch einheimische tüchtige Instrumentisten, wie der Hofpfeifer Grambozewski, der vordem Mitglied der polnischen Hofkapelle war, zeichneten sich aus. Von letzterem sind einige handschriftliche Kompositionen erhalten. Licht und Schatten jener unruhigen, lebensvollen Zeit gewinnt Gestalt in einem der merkwürdigsten, menschlich anziehendsten Komponisten Danzigs, Kaspar Förster dem Jüngeren, dem Sohn des bereits erwähnten. Ein unruhiger Mann, 1616 in Danzig geboren, der sein Interesse zwischen Musik und Kriegshandwerk teilte — er bekleidete in Danzig 1655 neben dem Kapellmeisterposten die Stelle eines „Kapitains“ bei der Besatzung. 1657 verließ er Danzig, ging nach Venedig, wo er gegen die Türken kämpfte und sich den Orden des Heiligen Markus holte. Nach einem von Reisen ausgefüllten Leben ließ er sich gegen sein Lebensende in Oliva nieder, wo er 1673 starb. Er soll durch einen gewaltigen Baß ausgezeichnet gewesen sein. Eine Anzahl Kompositionen haben sich von ihm erhalten, sie sind in dem damals aufkommenden konzertierenden Stil mit begleitetem Sologesang geschrieben. Eine Kantate, noch nicht in der Bachschen festen Form, aber alle ihre charakteristischen Merkmale keimhaft schon aufweisend ist über den Text „Congregantes Philistaei“, erhalten; sie schildert den Sieg Davids über Goliath. Man könnte das Werk als kleines Oratorium ansprechen. Eine lebendige dramatische Handlung, prägnante Motive, geschickte Behandlung der Rezitative und eine leitmotivisch wiederkehrende Sinfonie zeigen starke

Einflüsse von der Oper her. Ueber Försters Stellung in der Musikgeschichte läßt sich zurzeit ein abschließendes Urteil nicht fällen.

Ein Blick auf die übrigen Kirchen der Stadt zeigt in diesen Jahren nicht nur einen großen Aufwand für Chor und Kapelle, eine Anzahl tüchtiger Komponisten sorgten hier ebenfalls für die liturgisch nötigen Kompositionen. Zweifellos von bedeutenderem Talent war der schon in jungen Jahren verstorbene Christoph Werner, der 1646 Kantor an St. Katharinen war. Durch seine „Musicalische Arien oder Melodien“ ist er in der Geschichte des Liedes bemerkenswert. Auch eine Anzahl Chorkompositionen, fünfstimmiger Chor mit Fundamentallorgel, haben sich erhalten, Kompositionen von starker Erfindungskraft, Plastik der Themen und Kontrasten, wie z. B. die Motette „Die mit Tränen säen“, die Werner freilich in gewisser Abhängigkeit von der gleichen Motette von Schütz zeigt.

Auf der Lüneburger Stadtbibliothek befindet sich eine Motette für drei vierstimmige Chöre mit Orchester „es erhob sich ein Streit im Himmel“, eine jener erwähnten prunkvollen Kompositionen. Es ist die Abschrift einer Motette aus der 1646 gedruckten Sammlung Motetti seu Concerti, die verloren gegangen zu sein scheint.

In den mannigfachen Formen des Kirchenkonzertes hat sich auch der Nachfolger Werners an St. Katharinen, Crato Bütchner, versucht. Eine große Zahl handschriftlicher Kompositionen befindet sich auf der Danziger Stadtbibliothek. Es sind durchweg Kompositionen in einer Form des Kirchenkonzertes, die schon sehr nahe an die Kantate heranreicht, ohne wirkliche Mehrsätzigkeit zu erreichen. Mosaikartig wird ein kurzes Motiv an das andere, entsprechend dem Gehalt des Textes gereiht, ohne daß es zu einem wirklich ausgepönten Satz käme. Bei der großen Zahl von Kompositionen kann hier auch nicht einmal das Wesentliche angedeutet werden. Vieles ist von geringem Werte.

War Bütchner der Leiter der Kirchenmusik an St. Katharinen und vorher einige Zeit an St. Salvator, so gewinnt mit Thomas Struß (Strutius) ein Musiker an St. Trinitatis besondere Bedeutung als Komponist. Der 1621 in Stargard Geborene hatte von 1642—68 den Organistenposten an der Trinitatiskirche inne, von 1668 versah er noch ein Jahrzehnt den Dienst an der großen Orgel in St. Marien.

Struß führte in St. Trinitatis Oratorien auf. Die Textbücher von einem Passions-, einem Weihnachtsoratorium, einem „Musikalischen Gespräch“ über den armen Lazarus und den reichen Mann haben sich erhalten. Danzig reißt sich mit diesen Aufführungen an Lübeck, Hamburg und Stettin an. Auf den Inhalt kann hier nicht näher eingegangen werden. Das Hauptwerk von Struß sind die Melodien zu der „Lobsingenden Herzensandacht“ des Danziger Rektor Maukisch, Melodien von hervorragender Schönheit und edlem Ausdruck. Daneben haben sich Kompositionen erhalten, die vor allem durch ihre Verwendung im Rahmen von Schulumusikauufführungen bemerkenswert sind.

Wenigstens mit Namen genannt sei noch Daniel Jacobi, der von 1637 ab „Organist zu Chor“ an St. Marien war. Er hatte längere Zeit die Vertretung des Kapellmeisters inne und während dieser Zeit „echliche untterschiedene Geistliche Psalmen H. D. Martini Lutheri seeliger auf Musicalische Art repraesentiret“. Einige handschriftliche Kompositionen haben sich erhalten. Auch unter den Ratsmusikern verdient der Lautenist Paul Roskowitz genannt zu werden; er war Danziger, längere Zeit in Italien auf Reisen, dann in der Kapelle des Königs von Polen, und 1646 als Ratsmusiker in seiner Heimatstadt angestellt.

Der Nachfolger Försters im Kapellmeisteramt war Johann Balthasar Erben, 1626 in Danzig geboren. Mit Hilfe eines Stipendiums der Kirchenväter von St. Marien machte er eine große fünfjährige Studienreise durch Deutschland, Antwerpen, Brüssel, Paris bis Rom. Von 1650—86 war er dann bis zu seinem Tode Kapellmeister an St. Marien. Er sagte selbst von sich, daß er den „Gottesdienst mit guten künstlichen Konzerten und geistlichen Liedern geziert habe, insonderheit mit geistlichen deutschen Liedern, welche man vor allem musiziert haben wollte.“ Seine Witwe hatte dem Rat „eine ziemliche quantität eigenhändig geschriebene und mehrenteils selbst gesetzte musicalien“ nach seinem Tode angeboten, allein der Rat „benötigte nicht der sachen“, und so ist die Mehrzahl der Kompositionen verloren gegangen, immerhin hat sich noch eine Anzahl erhalten, die Art und Rang der Erbenschen Kunst erkennen läßt.

„In Dantzig habe er seine Freiheit gehabt, alwo er an hohen Festtagen sich des oratorischen Styls gebraucht. Diese Arbeit aber sei alle dort geblieben, maaßen er mit seinem wenigen

Talent sehr freigiebig umgangen, garnicht damit gewuchert, sondern jedem umsonst gedienet, wer nur was von ihm verlangt“, so berichtet Mattheson in seiner Ehrenpforte aus einem Briefe des nächsten Kapellmeisters Johann Valentin Meder, der von 1687—1699 in Danzig weilte. Er ist ein nicht unbedeutender Komponist. Sein Versuch, in Danzig Opernaufführungen zu veranstalten, ist durch Joh. Bolte (Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert) bekannt; er scheiterte sehr bald. Meder begann seine Tätigkeit schon 1686 mit einem „Musikalischen Dialogum“ auf das Weihnachtsfest. Seine Versuche, die Kapelle zu reorganisieren, die in den letzten Jahren heruntergekommen war, können hier nicht besprochen werden. 1699 mußte er Schulden halber fliehen, „er hätte die Plage von Morgens bis Abends von harten, groben Leuten nicht mehr ertragen können“, schrieb er dem Rat aus Braunschweig. Von den dem Namen nach bekannten Kompositionen von ihm haben sich nur verhältnismäßig wenige gefunden, verloren gegangen ist die Musik zu seinen beiden Opern „Nero“ und „wiedergeborene Coelia“, die er 1695 und 1698 aufführte. Einige Kompositionen befinden sich handschriftlich in Danzig, eine schöne schlichte Passion nach Matthäus in Berlin.

Der Nachfolger Meders wurde Maximilian Dietrich Freißlich, bis 1731 Kapellmeister. Kompositionen haben sich von ihm nicht erhalten, wohl aber eine Anzahl Kantatentexte. Seit 1707 ist das Drucken von solchen nachweisbar. Bei den eingerückten Chorälen war, wie es in der Vorrede heißt, „einem jeden freigestellt, mitzusingen“. Außer 18 Kantaten, die de tempore-Charakter tragen, auf die hauptsächlichsten Feste und Sonntage des Kirchenjahres, sind Texte kleiner Kirchenoratorien als „Communion-Stücke auff die Sonntage“ mitgeteilt, z. B. „der zur Schmach sich resolvierende Christ“, „der vor Reichtum Armut wählende Christ“ usw.

Der Bruder Dietrichs Balthasar Christian, sein Nachfolger bis 1764, hat dagegen eine große Zahl handschriftlicher Kompositionen hinterlassen. Die Fülle des Erhaltenen erlaubt einen klaren Ueberblick. Er ist ein tüchtiger Durchschnittskomponist jener Zeit. Großes ist ihm nirgends gelungen und mit der Bachschen Kantate darf man seine Kompositionen nicht vergleichen. Eine Vorliebe für das Prunkvolle, äußerlich Glänzende herrscht vor. Die Motive streifen oft bedenklich an das Triviale.

Von sonstigen Komponisten sei der Sänger Samuel Schirm genannt; der Organist an Trinitatis, Theophil Andreas Doldmar hat Orgelsonaten geschrieben. Er wurde von den Kirchenvätern zu St. Marien als Organist abgelehnt mit der Begründung, daß „es nicht allein darauf ankommen mag, daß ein oder das andere delicate Ohr mit einer vermutheten und wie man vorgiebt, à la mode eingerichteten Musique vergnügt“. „Den schönsten Musikalischen Geist, den Danzig jemals in seinen Mauern gehabt“, nennt sein Nachfolger Gleimann Daniel Magnus Gronau, der an den verschiedensten Kirchen Organist war, von 1724—1730 an der Chorgel an St. Marien, von 1730—1747 bis zu seinem Tode an der großen Orgel in St. Johann. Ein Band ausgezeichneter Choralvariationen für die Orgel hat sich von ihm erhalten, ein anderer scheint verloren zu sein. Als Organist an der Elisabethkirche ist der Organist Johann du Grain von 1739—49 nachweisbar (vorher von 1737 ab in Elbing). Das Schwergewicht seiner Tätigkeit liegt bei ihm schon in den nun beginnenden Konzerten. 1740 führte er in einem der ersten öffentlichen Konzerten sein Drama per musica „Der Winter“ auf. Auch andere Kompositionen sind von ihm nachweisbar, die beste eine „Trauermusik“ auf das Begräbnis des Bürgermeisters Röbern. 1737 ist eine Kantate auf Mariä Reinigung datiert. Alle zweifellos gediegener als die Kompositionen Freißlichs. Auch unter den Ratsmusikern befand sich zu dieser Zeit ein fruchtbarer Komponist: Johann Daniel Pucklich. 1741 war er Ratsmusiker, er starb 1774. Er richtete eines der ersten wöchentlichen Konzerte 1758 ein. Bemerkenswert ist er durch mehrere Oratorien „Die Menschwerdung Jesu“ 1745, „Der sehr unterschiedene Wandel“ 1747, „Joseph in Aegypten“ 1751, „Die Erschaffung Adams“ usw. Die Werke sind nicht ohne interessante Züge und halten sich durchaus auf einer achtbaren Höhe. So ein Chor „Lasset ein ihr Berge“ aus dem „sehr unterschiedenen Wandel“.

Auch eine Johannespassion ist von ihm erhalten, daneben kleine Motetten und Kurzmesse, die nach wie vor allsonntäglich bis Ende des Jahrhunderts im Gottesdienst aufgeführt wurden.

Der Charakter der Kompositionen verändert sich in diesen Jahrzehnten entsprechend der allgemeinen Entwicklung der Musik und ihrer Pflege. Das Schwergewicht verschiebt sich zugunsten der Konzertmusik. Die Kirchenmusik

nimmt starke Züge der weltlichen Musik an. So sind die Kompositionen des Schwiegersohnes und Nachfolgers von Freihlich, Mohrheim, „nach heutigen delikaten Gusto“ eingerichtet. Sein Spezialgebiet waren Singpiele und Oratorien, die er in Konzerten von 1748 ab in Danzig aufführte, so in diesem Jahre „Die Zerstörung der Stadt Jerusalem“ und „Jnkle“, 1751 „Jafon und Medea“, 1752 „Wanda“, 1758 „Der Tod Jesu“, 1759 „Der Tod Abels“, 1764 ein neues Passionsoratorium, 1766 „Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem“, 1770 ein „Aleanders Fest“, 1771 ein „Sing Concert“, der Neujahrswunsch an die Stadt Danzig, usw. Von 1770 ab gab er alle Monate vier musikalische Kompositionen auf Subskription heraus. Von der gefälligen, ein wenig allzu leichten Art dieser Musik gibt die kleine Hochzeitskantate „Der träumende Schäfer“, zu der „vornehmen und beglückten Soermans- und Uphagenschen Eheverbindung“ 1760 komponiert, ein anmutiges Beispiel.

Mohrheims Nachfolger, Georg Simon Löhlein, war ein ernster Musiker, bekannt und geschätzt ist er wegen seiner Klavierschule. Er kann unter die Danziger Komponisten nicht recht gerechnet werden, da er schon ein Jahr nach seiner Berufung starb. Immerhin verdienen seine Bemühungen um Verbesserung des Danziger Konzertwesens erwähnt zu werden. Der letzte Kapellmeister an St. Marien war Benjamin Gottlieb Siewert. Er gab 1783 „Gesänge zum Vergnügen beim Klavier zu singen usw.“ heraus. Friedrich August Klügling, einer der trefflichsten Orgelspieler, war Organist an St. Peter und Paul. Von ihm sind Menuette und Polonaisen für Klavier im Druck erschienen. Er war von 1786 ab der Leiter eines der wöchentlichen Liebhaberkonzerte im Englischen Hause, und veranstaltete auch Kirchenkonzerte in der Petrikirche.

Eine ganze Anzahl Komponisten wäre noch

zu nennen, aber inzwischen hatte äußeres Schicksal die Stellung der Stadt von Grund auf geändert, hatten Kriege und wirtschaftliche Verschiebungen den Wohlstand Danzigs gebrochen. Mehr noch als dies wirkten geistige Veränderungen auf das alte Musikleben und schufen ihm andere Grundlagen. Als 1811 der letzte Kapellmeister der Ratskapelle, Siewert, starb, beschloß man im Kirchenkollegium, einen der beiden Organistenposten mit dem Musikdirektorenamt zu verschmelzen. 1818 wurde die Kapelle aufgelöst und der Superintendent Bertling beauftragt, einen vierstimmigen Chor aus Schülern zu bilden. Aber nicht nur Selbstwirrigkeiten waren hierzu die Veranlassung. Als um diese Zeit ein Organist den 100. Psalm zum Erntedankfest aufführen wollte, wurde ihm der Bescheid zu teil: „eine Kirchenmusik, bei welcher die Gemeinde nicht wesentlich beschäftigt wird, erreicht ihren Zweck nicht“. Diese engherzige und der lutherischen Anschauung vom Wert der Musik im Gottesdienst zuwiderlaufende Antwort zeigt die Aenderung der Geistesverfassung. Trug doch die ältere Musikpflege fast überall de tempore-Charakter, sie war mit ihren Darbietungen verankert in den großen und kleinen Gezeiten des Lebens, ob in der Kirche oder im Hause, ob in der Schule oder im staatlichen Leben, überall war sie Gestalterin über den Alltag hervorgehobener Augenblicke. Und in dieser Stellung der Musik war auch die Aufgabe des Komponisten begründet, aus jenen Gelegenheiten erwachsen die musikalischen Formen. In tief bedeutsamem Wechselverhältnis durchdrangen sich Leben und Kunst. Von hier aus betrachtet, gewinnt die Entwicklung der neueren Musik zwar an Individualität des Ausdrucks. Aber wie die Komposition so mit ihrer Gebundenheit an typische Lebensformen auch die festen künstlerischen Formen abstreift, so löst sich die Musikpflege als unabhängig vom landwirtschaftlichen Hintergrund ab.

Heimweh

Aus dem Baum, der Abend ward,
tönt die Klage eines Gottes.
Sanft berauscht von Duft und Wolkenfahrt
schluchzt sie wehe hin im Wind,
der aus Baum und Abend ward.

Aus dem Strome, der sich heimwärts singt,
schwebt ein Lächeln, mondverzückt:
Siehe, die Geliebte winkt!
Lausche, wie der dunkle Strom
süß ihr Lächeln heimwärts singt.

Baum, den mild der Abend traf —
Gottes Klage losch im Wind —
Solge, die Geliebte winkt
aus dem Tod, aus dem Schlaf.

Fritz Walther Bischoff

Christus und das sterbende Kind

Don Elisabeth Greitsch

Vor der Stadt auf einer Höhe im Schatten alter Bäume liegt das Kloster. Die Klänge seiner Glocken überschütten die Welt der kleinen Kaufleute, Händler und Ackerbürger zu seinen Füßen wie mit dem Segen einer fernen und schöneren Welt, an der sie alle Anteil haben, wenn sie den grauen Packen Tages Sorge, unter dessen Last sie mühsam hügelaufliegen, in der weihrauchfüßen Dämmerung der Klosterkirche niederstellen.

Die Sonnenseite des Baues birgt die Räume des Krankenhauses. Die Kranken hier oben haben es gut. Kein Lärm stört die Ruhe der Genesenden, und die Sterbenden sind dem Himmel ein wenig näher.

Hierher brachte man eines Tages den elfjährigen Sohn eines Althändlers aus der Jüden-gasse am Wasser. Die liegt in dem Armen-viertel der kleinen Stadt. Dort wohnen die Stiefkinder des Lebens: Bettler, Krüppel und arme Juden, — und in seine Herbergen kehren Landstreicher und fahrendes Volk ein.

Ein kleines Bündel Armseligkeit und Leiden, übersponnen von einem Netz aus Schmutz und Ungeziefer, so legte man den Knaben in die Sorge der frommen Schwestern.

Sie tun, was Menschenliebe vermag: pflegen den wunden Leib, baden ihn in lauem Wasser, kühlen ihn mit weichen Salben, betten ihn in saubere Linnen. Sie legen feuchte Tücher auf die schmerzende Brust, tropfen Wasser und Wein zwischen die heißen Lippen, die brüchig zerfaltet sind wie welker Blütenrand.

Ueber sein gelbes, spitzes Gesichtchen fallen schon die Schatten des Todes und machen es fremd und rätselhaft.

Von Zeit zu Zeit werfen Fieberstöße den mageren Körper wirr durch die Laken, biegen und schütteln ihn wie Sturmwind einen jungen Baum, ehe er ihn bricht.

Dann sinkt er erschöpft zurück.

Aus zerfressener Lunge pfeift der Atem sein Sterbelied.

Die Schwester, die bei ihm wacht, weiß, daß niemand mehr dies Leben, das seine irdische Form zerbrechen will, um frei in die geheimnisvolle Welt der Toten zu strömen, aufhalten kann.

Sie darf nur letzte Schmerzen lindern, das Hinübergleiten leichter machen, den stillen Engel des Trostes an sein Bett rufen.

Sie greift nach dem Rosenkranz.

Durch ihre Finger gleiten die schwarzen Perlen und sind wie eine dunkle Spur in hellem Sand.

Sie ist jung.

Kaum dem Kindesalter entwachsen.

Es ist ihr erster Dienst bei einem Sterbenden.

*

Der Knabe liegt fast immer bewußtlos.

Jetzt erwacht er.

Die grauen Schleier, die sein Bewußtsein verhängten, sind gerissen, — die dünne Wand, die ihn von dieser Welt schon trennte, noch einmal fortgeschoben.

Sein Blick taucht in den Raum.

Dies ist nicht der Laden, der Enge war und bunte Ferne in der Anhäufung von Dingen, die aus fremden Häusern in den Keller kamen. Dinge, die jenen glichen, die sie heimlich hintrugen, denen Liebe und Haß, Güte und Verachtung, selbst Gedankenlosigkeit und stumpfer Sinn Seele gegeben hatten. Die ein Leben zwischen den Welten führten, unwahrscheinlich und rätselhaft, und die um vieles wußten, was uns nur Traum und tiefe Ahnung ist.

Nicht jeder verstand, was die Scheinbar-Leblosen raunten.

Der Vater spottete. Die Mutter schalt, wenn er davon zu reden anfing. Aber in ihren Augen stand eine Angst und ein Ahnen um diese Seltsamkeiten.

Wo ist die Mutter?

Der Gedanke an sie spült Lindigkeit über das kranke Kind. Er sieht ihre dürftige Gestalt, verbogen von den Stößen des Hustens, in Laden und Küche werken. Die Gute, Unermüdtlich-Bereite, — und selbst nur Hülle für Kranksein und Schwäche.

Wie still es hier ist.

Sein Bewußtsein ist nun ganz wach, umfaßt dankbar den hellen Raum, das saubere Bett, die geduldige Gestalt der Pflegerin. Zärtlich grüßen seine Augen unter allen Dingen im Zimmer das Bild der Jungfrau, die auf das Kind in ihrem Schoße lächelt. So blickte seine Mutter oft auf ihn, so seltsam zwischen Glück und Schmerz, wie eben Frauen lächeln, die trotz vieler banger Tränennächte dem Kummer nicht glauben wollen und noch aus ihm die Süßigkeiten des Lebens trinken.

Aber an dem Kreuz, von dessen dunklem Holz ein bleicher Körper die nicht endenkönende Qual seines Sterbens in alle Zeiten schreit, hastet sein Blick vorbei. Und kehrt wieder. Ein peinigendes Spiel von Furcht und Troß — Fliehen und Bleibenwollen, das Grauen auslöst und Fieberwahn.

Diese Angst würgte ihn schon einmal — wo? — wann?

Wie eine graue Ratte huscht eine Schülerin- nung durchs Zimmer, springt an sein Bett, bäumt sich und hocht als zwerbiges Männlein bald am Fußende, bald dicht neben ihm. Seine Augen funkeln Bosheit, seinem Munde ent- tropfen giftige Worte.

Ah, die ganze Klasse ist wieder da. Rund- köpfige Buben, deren dicke Finger auf ihn weisen: „Jüd — Jüd.“ Und der ganze Chor brüllt: „Ihr Juden habt den Heiland getötet.“

Ist er denn wieder in der Schule? — Mühsam tastet sein schwindendes Bewußtsein, findet noch einmal zurecht. Schon will er aufatmen. — Da rücken die Wände, eben noch Schutz, und alles Gute, zusammen, Gefängnismauern, und zwischen ihnen springt das lieblose Wort ge- dankenlos-peinigender Knaben wie ein Ball:

„Ihr Juden habt den Heiland getötet.“

Wohin sich retten?

Er versucht die Bettlächer über die Stirn zu ziehen.

Aber sie wirbeln davon:

„Ihr Juden habt den Heiland geschlagen — in sein heiliges Antlitz mit euren unheiligen Händen ge — schla — gen — — —“

Und die Flaschen und Gläser auf dem Tisch tanzen und klirren: „Ihr Juden habt den Heiland bespöden — sein gütiges Antlitz mit eurer Worte Haß und Lasterung be — spö — en —“

Und das Kreuz an der Wand biegt sich und ächzt:

„An mein Holz habt ihr seinen Körper ge- nagelt — seine Schönheit geschändet — —“

Selbst die Haube der Schwester zischt aus Falten und Rüschen:

„Ihr Juden habt den Heiland geschlagen und geschändet, gemartert und gemordet —“

Matt wehren die Hände eines Kindes den Haß der ganzen Welt gegen sein entrechtetes Volk.

Kraftlos stolpern Worte durch blutigen Schaum:

„Ich tat es nicht — Jesus, ich tat es nicht.“

*

Die Schwester beugt sich über das fiebernde Kind.

In ihren guten Augen versinkt seine Angst, aber steilt aufs neue und schrecklicher empor, denn ihre Augen, gläsern, hell, durchsichtig, tragen in ihrem Grunde Sein Bild, das Bild des Am — Kreuz — Gemarterten.

Oh! Sich nicht verbergen können! Ihm nicht enttrinnen können!

Die Schwester hat Mühe, das Kind zu halten. Ihre Hände versuchen vergebens, seine Not, die in blutigen Tropfen auf seiner Stirne steht, zu mildern.

Eine Bewegung wirft den Rosenkranz über sein Bett.

Da wird er still.

Aber es ist nicht die Ruhe des Friedens, des Getröstetseins. Ein neues Entsetzen, peinigen- der als alles bisherige, hat seinen letzten Wider- stand gebrochen:

Das kleine Kreuz aus Silber wächst und wuchert über sein Bett.

Und sein Körper ist es, der heute an das Kreuz gespannt wird. Er fühlt, wie spitze Nägel die Flächen seiner Hände und Füße durchbohren. — Oh, wie sie in spärlichen Blutstropfen auf- wimmern. — In seine Stirn schlägt eine unsichtbare Schmerzenskrone ihre Dornen.

Sein kleiner Leib krampft zusammen.

Ein Blutsturz bettet ihn in einen roten See.

*

„Christe eleison.“

Wie aus eigener Not steigt das Gebet der Schwester schluchzend zu dem Erlöser der Welt.

Sie kniet an dem Bett des Kindes. Sie leidet mit ihm, ohne darum zu wissen, sein Gol- gatha.

„Christe eleison.“

Des Knaben Blick, irre von Schmerz und Angst, gräbt sich in ihre Augen. Sie sind jetzt dunkel, von Tränen bewegt und wollen über- strömen.

„Christe eleison.“

Von ihrem Wort gehalten, taucht er, zögernd- vertrauensvoll in diesen See der Güte, auf dessen Grund ewig Sein Name steht.

„Jesu Christe, Domine Deus, Agne Dei, Fili Patris, Qui tollis peccata mundi, miserere nobis.“

Willig läßt er sich nun von der weichen Stimme der betenden Nonne in sanfte, sichere Strömung tragen.

Seine Augen sind weit offen.

Ueber ihm stehen ruhige Sterne, die der Schwester, und strahlen Licht in seine Dunkelheit.

Sie selbst ist nicht mehr.

Ist Leuchter geworden, Träger der ewigen Helle, Gefäß der erlösenden Heilandsliebe, Gebärde nur und Hauch Gottes.

Christus selbst ist in ihr.

Er tritt zu dem Knaben und legt die wunden Hände segnend auf ihn.

Die Augen des Sterbenden sind groß und still. Keine Angst ist mehr in ihm.

Denn Christus lächelt.

Sein schmerzliches Heilandslächeln um die Menschheit, deren Unverstand immer noch kreuzigt, deren Gedankenlosigkeit immer noch haßt.

Und dieses Lächeln spricht:

Mein kleiner Bruder — du mußtest gleich mir durch die Qual des Kreuzes gehen, das Lieblosigkeit dir errichtete. Dein Leib litt wie ich alle Pein des Sterbens, deine Seele alle Not des Verlassenseins. — Ich aber bin Bruder allen, die leiden. — Ich bin Erlöser allen, die Schmerzen tragen. — Sieh, in Gottes unendliche Liebe mündet dein endliches Weh. —

*

Sanft schläft der Knabe ein. Auf seinem Gesicht liegt ein heller Schein, leuchtender als der Strahl der scheidenden Sonne, die wie eine Gloriole dem toten Kind zu Häupten steht.

*

Beim Aufbahren der Leiche am folgenden Morgen glaubten die Nonnen in den Handflächen des kleinen Toten die Stigmata des Herrn zu sehen.

Bestürzung bewegte sie, wie ein Windstoß durch Blätterwald segt, Fragen wie Staubkörner aufwirbelnd.

Da der Knabe aber nicht ihres Glaubens war, widersprachen sie der Auffassung des Arztes nicht, daß jene Male durch krampfenden Druck der Fingernägel in der Agonie des Kindes entstanden seien.

Nur die Schwester, die den Knaben zuletzt gepflegt hatte, meinte, daß Christus, der Unendlich-Liebende, sich des leidenden Kindes in seiner Sterbestunde erbarmt und ihm Sein Seiden gegeben habe, damit er am Tage des Gerichtes, ein Durch-Schmerzen-Erlöster, in die Herrlichkeit Seines Reiches fände.

Aber sie ist jung.

Kaum dem Kindesalter entwachsen.

Und es war ihr erster Dienst bei einem Sterbenden.

Jakob Böhmes Kirchgang

Von Paul Mühsam

Es war ein heiterer Frühlingssonntagmorgen anno Domini 1610, als unser Meister Jakob Böhme nach einem Spaziergang sehr angeregt zu seinem Haus an der Reißbrücken zurückkehrend in sein Stüblein trat. Sein Weib, gewohnt, ihn in ernst Grübeln versunken zu sehen, kam ihm eilends entgegen und fragete ihn: „Wo warst Du, Jakob, daß Du so frohgemut einhergehst, als sängen Vöglein in Deiner Brust? Bist wohl gar eine Glocke worden, so den Lenz einläuten will?“ „In der Kirchen bin ich gewesen“, gab der Gutgelaunte zur Antwort, „oben auf dem Rabenberge.“ „Du scherzest, Jakob“, entgegnete ihm Katharine, sein Weib, und drohete ihm schelmisch mit dem Finger. „Ist etwan auf dem Rabenberge ein Kirch gebaut über Nacht von den Huzzelmännlein?“ „Es war eine da“, antwortete der Meister lächelnd, „als ich dort oben stand, wo der Blick die Laubaner- und die Bunzlauer Straß

durchläuft bis tief ins Land hinein, und ich ist die Kirch hier, und wann ich in der Werkstatt sitz auf dem Schemel, steht sie just in der Werkstatt und tät sich in der Kugel spiegeln, so mein Haut durchscheinend wär als wie ein Seifenblas.“ Aber als Jakob sah, daß sein Lieb ihn ein wenig verängstigt anschauete, streichelte er ihre Wang und fuhr ernsthafter fort: „Ich meine es halt so, liebs Weib: Als ich da auf dem Rabenberge bin gestanden und die Sonn hab herausziehen sehn als wie ein gülden Kron, so der Himmel langsam aus Urweltgrund zur Höhe hebt, um sie mir vielleicht einmal aufs Haupt zu setzen, hab ich meine gebeteneten Blick zur anderen Seit gewendt, jenseits der Reiß, und da ersah ich mit eins gewaltiglich die Petruskirch aufragen und immer höher wachsen und sich recken. Und wie die so dastund als wie ein Kiefl, der seine Arm zu den Wolken emporstreckt, da erschien sie mir just

wie das Sinnbild der Menschheit, die auf der Erde nit eines ihrer Wünsche Erfüllung findt und, wann sie nach Gott Verlangen tragt, sehnsuchtsvoll zum Himmel aufblickt, als triebe der Herr weit, weit weg über den Sternen auf ohnsichtbarem Kahn einsam im Weltenmeer. O ihr Toren und Narren, hab ich da bei mir dacht, seid ihr nit über die Maßen kurzichtig, daß ihr nit seht, wie alls, was euch umgibt auf Erden, nichts anders ist als Gott und immer wieder Gott? Und wie ihr selber nichts anders seid als Er und immer wieder Er? Und wie die Wort, so ihr sprecht, seine Wort sind, und eure Blicke allerwegen seine Blicke, darmit Er seine Welt anschaut, sich zu erkennen? Und euer Atem nichts anders nit als sein göttlicher

Hauch? Brauchts da groß Kirchgang, um mit ihm Zwiesprach zu halten? Braucht nit jeds nur in sein eigen Herz zu schaun und nur unterzutauchen in sein eigen Brunnengrund und der Stimm zu lauschen, so sich verheißungsvoll ihm daraus verkündt? Und tragt nit solcherweis ein jeder sein Kirch mit sich umher, daß, wo er auch geht und steht, sein Frommheit nur niederzuknien braucht vor dem Altar seines Gewissens, um all sein Gottessehnen zu erfüllen und den Himmel zu finden? — Komm, Weib, laß uns zur Kirchen gehn!" Und der Meister küßete seine Getreue auf den Mund und sahe ihr tief ins Auge. Und sie sahen nieder selbstweit und sannten, Hand in Hand, in schweigender Inbrunst köstliche Minuten ihrem Gottesglücke nach.

Johanna Beckmanns Bücher

Von Carl Lange

Eine Reihe größerer und kleinerer Werke liegen vor mir. Sie eignen sich besonders gut als Geschenk für den Weihnachtstisch. In dem Aufsatz über Johanna Beckmanns Leben und Schaffen ist schon von ihren Büchern gesprochen, die ich hier noch einmal in der Folge der Entstehung anführen will.

Eine der ersten Arbeiten war das 1895 entstandene große Märchenblatt „Dornröschen“. Es folgten „Natur“, „Wichtelmännchen“, „Sternlein“, „Vom Zufriedenwerden“ und „Waldsagen“.

Von der Technik und Kunstanschauung handelt das kleine Büchlein „Die schwarze Kunst“. Es gibt Einblick in das Wesen des Scherenschnittens, vom Wünschen und Wollen dieser Kunst, von der schöpferischen Freude, die das Gestalten mit der Schere schenkt.

In den genannten Büchern sind die Naturstudien durch gemüthvolle Verse begleitet. In den „Waldsagen“ ist Gegenwärtiges und Vergangenes miteinander verbunden, das durch gedankentiefe Vergleichs Wege in die Zukunft weist. Wichtelmännchens Leben, auch mit Versen, zeigt wieder die innige Verbindung der Natur und Kinderwelt. In dem schönen Buch „Vom Zufriedenwerden“, das prächtige Ranken und Blumengemälde aufweist, haftet der Satz: „Ich will zufrieden werden — im Nie-Zufriedensein.“ Die letztgenannten Bücher sind im Verlag Rösli & Co. neu herausgekommen. Auch einige Stormnovellen (Immensee und Pole Poppenpäler) sowie Eichendorffs „Taugenichts“ sind im gleichen Verlag mit Scherenschnitten von Johanna Beckmann erschienen. Gertrud Storm will im Verlag Strecker & Schwaber eine neue von ihr eingeleitete Auswahl der Gedichte ihres Vaters mit Scherenschnitten Johanna Beckmanns bringen. Hier ist innerlich Verwandtes, seelische Zusammengehörigkeit.

„Traum und Tat“ erlebte in kurzer Zeit die zweite Auflage. Das erste Buch „Natur“ und das zweite „Sternlein“ sind schon lange Zeit vergriffen und sollen neu erscheinen. In Vorbereitung ist ein Kinderbuch „Von Stehmännchen und Gründlingen“, das wie die Märchenmappen und die Folgen der Märchen, Kinder-, Blumen- und Jahreskarten im Stiftungsverlag Potsdam erscheint. Die Volksausgaben der Märchen sind vorhanden, die guten Ausgaben sind vergriffen. Neudrucke sind durch die Papiernot erschwert, da die Scherenschnitte sehr gutes Papier für die künstlerische Wiedergabe erfordern.

In absehbarer Zeit sollen die Hauptarbeiten kommen: „Das Feuer“ und ein Jahrbuch „Pflanzen-Leben“, auch die Neuaufgabe der „Sternlein“. Alles Schöne findet in Wort und Bild Ausdruck, Sage und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft. Eine Fülle von Schönheit wird in unseren Herzen lebendig. Der Zauber und die Eigenart des deutschen Waldes stehen uns vor Augen, Heinzelmännchen, Zwerge, die verkörperte Sehnsucht, die Sage, der Weihnachtsmann, das Linden- und das Nußmännchen erzählen uns von den wohlvertrauten Gestalten. Ueber und zwischen den Werken steht aber leuchtend die Liebe zu Menschen und Dingen, die Befehlung der Form, die sich in allen echt deutsch empfundenen Werken der Künstlerin wiederfinden.

Die einsame Künstlerin dient nur ihrem Werk. Sie kennt nichts als ihre Arbeit. Aber die Bedingungen sind für einen einzelnen Menschen unsagbar schwer. Ehe ein neues Buch die letzte Form gewinnt, vergehen Jahre. Klischeefragen und andere Schwierigkeiten kommen hinzu. Hier ist der Hebel, an dem Hilfe einsetzen müßte.

Rundschau

Nachklänge zu den Haaf-Berkow-Spielen in Ostpreußen

Von Dr. Gerhard Ryll-Elbing.

Wenn wiederum der Stern von Bethlehem in die umnachtete Gegenwart strahlt und Engel ihre himmlische Botschaft auch unserm zerklüfteten Volke verkünden, wenn dann viele, die an den überkommenen Formen des Christentums irre geworden, in süß-schmerzlicher Kindheitserinnerung ausrufen: „Die Botschaft hör ich wohl, allein es fehlt der Glaube“, dann wird man auf die große Zeitenwende hinweisen müssen, in der wir stehen, eine Wende, die über allen Formenstreit hinweg zum Wesen der Religion, zur Gesinnung und zur Tat der Liebe, zurücklenkt. Was Christian Morgenstern in seinen „Stufen“ schon im Jahre 1910 niederschrieb: Wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfang des Christentums, wird mehr und mehr Ueberzeugung aller derer, die durch die Zeitkrankheiten des Materialismus und Intellektualismus hindurchgegangen sind. Unter den zahllosen Symptomen, die diese Wandlung bezeugen, sei hier noch einmal auf ein Unternehmen junger Schauspieler hingewiesen, das in seiner Eigenart wohl nur aus diesem Zusammenhang begriffen werden kann.

Von Sommersbeginn bis Herbstesanfang weilten die Haaf-Berkow-Spiele in unserer Heimat. Sie hatten ihre Gastreise in Marienburg begonnen, hatten sie in unstätigem Sluge durch größere und kleinere ostpreussische Städte fortgesetzt und sind — verspätete Zugvögel — auf dem Wege über Danzig unserm Gesichtskreise wieder entschwunden. In Elbing und Umgegend hatten sie am längsten genistet. Da sie hier, wie anderwärts, von Freunden ihrer Kunst gastlich aufgenommen wurden — denn der schwere Daseinskampf, den Wanderbühnen nicht weniger als stehende Theater zu kämpfen haben, erlaubt ihnen die Fortsetzung ihres Unternehmens trotz scheinbar glänzender Erfolge nur unter dieser Voraussetzung —, haben wir sie als Menschen und Künstler näher kennen gelernt. Es darf daher von hier aus eine Charakteristik ihrer Eigenart versucht werden, wie sie kürzlich — allerdings mehr im Rahmen der Theatergeschichte — von einem Theaterfachmann der Westmark gegeben worden ist*) dessen feinfühliges Darlegen diese Zeilen in manchem angeregt haben.

Die Haaf-Berkow-Spiele sind kein Wanderschauspiel gewöhnlichen Schlages, kein Verband reisender Berufsschauspieler, der durch ein gewerbliches Interesse oder auch, wie früher einmal das verdienstvolle Ibsen-Theater, durch eine

Spezialaufgabe zusammengehalten, allen Zufälligkeiten des Engagements und der Agentenpraktik unterworfen ist.

Die Haaf-Berkow-Spiele sind aus einer Wiederbelebung des Laienspiels hervorgegangen. Herr Haaf-Berkow ist allerdings Berufsschauspieler im zünftigen Sinn. Er ist nach längerer Vorbildung und Praxis meistens an österreichischen Bühnen und erneutem Studium bei Dalcroze in Hellerau, dem er wohl besonders seine rhythmisch-musikalische und sprachliche Schulung verdankt, Lehrer an der Schauspielschule des Deutschen Theaters und der von Maria Moissi gewesenen. Aber die entscheidende Wendung hat ihm erst die Anthroposophie Rudolf Steiners gegeben, ohne daß deswegen sein Unternehmen geradezu als ein „anthroposophisches“ zu bezeichnen wäre. Das wäre schon deshalb voreilig, weil nicht alle seine Spieler dieser Geistesrichtung angehören. Haaf-Berkow begann im Jahre 1914 mit Aufführungen mittelalterlicher Volkschauspiele, die er durch Laien (Göttinger Studenten) darstellen ließ. Aus diesen Versuchen ging 1919 die feste Spielgruppe hervor, die ihm nun über drei Jahre treue Gefolgschaft leistet. Und wenn auch geistliche und weltliche Volksspiele älterer und neuerer Zeit von ihm bevorzugt werden, so darf man doch von keiner „Spezialität“ sprechen. Vielmehr steckt er sich den Kreis seiner Aufgaben von Jahr zu Jahr weiter. Das beweist die Stufenfolge: Faust, Sommernachtsraum, Hamlet (dessen Erstaufführung bevorsteht, während man den Sommernachtsraum zuerst in Elbing zu sehen bekam).

Die jungen Adepten, die sich um die ausgeprägte Führerpersönlichkeit von Haaf-Berkow scharen, stammen von der Universität, der Kunstschule oder aus einem Erzieherberuf; sie haben sich zu einer Bruderschaft gemeinsamen Lebens zusammengefunden, bei der die Kunst aus bewußter Pflege eines verinnerlichten Menschentums hervorgehen soll. Ihnen schwebt wohl als Ideal vor, was Christian Morgenstern in seinen Aphorismen über das Theater*) einmal folgendermaßen ausgesprochen hat: „Ich würde keinen anderen Stil als den wahren Ausdruck meines Innenlebens wollen, aber freilich die Art meines Innenlebens wäre bereits der Stil, den ich will. Er wäre meiner Natur nach zugleich lebhaft und maßvoll. Er wäre, wie ich hoffen dürfte, eindringlich, nicht aufdringlich.“ Wenn der Spieler bei Haaf-Berkow seine Rolle empfängt, so sucht er sich in die darzustellende Person so völlig einzuleben, daß er vollkommen in sie hineinwächst. Stundenlang übt er vor dem Spiegel, um seinem Körper eine Gesetzmäßigkeit anzuzüchten, die ihm gestattet, auch die leiseste Gemütsbewegung in unwillkürliche Sichts-

*) Die Haaf-Berkow-Spiele im Rheinland. Ein Deutungsversuch von Dr. Carl Nissen, Privatdozent für Theatergeschichte an der Universität Köln, in der Rheinischen Monatschrift „Die Westmark“, Köln 1922.

*) Chr. Morgenstern: Stufen. Eine Entwicklung in Tagebüchern und Aphorismen. München 1918, Bgl. bes. Seite 83 ff.

barkeit umzusetzen. Er tritt mit seiner Leistung nicht vor das Publikum, ehe er nicht vor der Kritik der im gleichen Geiste Mitstrebenden bestanden hat. Es ist selbstverständlich, daß bei alledem die handwerkliche Theaterschulung die Grundlage bildet. Aber ihren eigentümlichen Charakter erhält die Leistung jedes Darstellers nicht aus einer fertig übernommenen Schablone, sondern aus seiner Individualität. Sie aufs kräftigste zu entwickeln, ihr nichts äußerlich aufzuzwingen, ist das Bestreben und das Geheimnis der Führkunst eines Haas-Berkow. Zu solcher Entwicklung gehörten Zeit und Ruhe, die dem unstäten Wanderleben doppelt schwer abzugewinnen sind. Gleichwohl könnte man von Schauspielern einer Provinzbühne, die meistens gezwungen sind, mit fieberhafter Eile Neuheit auf Neuheit herauszubringen, schwerlich diese Vertiefung in ihre Aufgabe verlangen, die bei den Haas-Berkow-Spielern üblich und sonst wohl nur bei Kornphäen von Großstadtbühnen möglich ist. Dem reiflosen Bemühen, der aufopfernden Selbstverleugung, mit der diese jungen Menschen in oft nicht endenwollenden Proben um die Palme vollendeter Menschen-darstellung ringen, verdanken sie letztlich die großen Erfolge, deren sie sich zu erfreuen haben. Das Publikum spürt etwas von dieser äußersten Hingabe des einzelnen und von dem Geiste der Gemeinschaft, der sie alle umschließt. Dieser führt zu einer wahrhaft demokratischen Regie und Arbeitsteilung, bei der jeder Darsteller auch hinter den Kulissen zum Gelingen des Ganzen beiträgt und dabei selbst vor groben Arbeiten nicht zurückscheut.

Man konnte diesen Geist der Gemeinschaft z. B. in der Faustaufführung deutlich fühlen. In lebendiger Erinnerung an große Einzelleistungen, etwa an Moissi, Wegener, Maria Fein, ging ich als kritischer Mensch mit allen Vorbehalten an diese Vorstellung heran, und wenn ich den Haas-Berkow-Leuten nun etwa vorhalten wollte, daß sie keins dieser „berühmten Muster“ erreicht hätten, so würden sie mir wahrscheinlich in ihrer bescheidenen Art erwidern, daß ihr Faust wie sie selbst noch im Werden sei und auf keiner höheren Stufe zu stehen beanspruche, als sie selbst zurzeit erklommen hätten. Aber derartige Vergleiche wären auch aus anderem Grunde sehr schlecht am Platze. Vielmehr bestand die einzigartige Wirkung dieser Faustvorstellung darin, daß man die Einzelleistung völlig vergaß über einem Zusammenspiel von wichtiger Geschlossenheit und einer so einheitlich durchgeführten Auffassung, daß ich wenigstens erst bei dieser Vorstellung gemerkt habe, wie dieses Drama vom inneren Menschen von der Bühne wirken kann und wirken sollte.

Die Eigenart der Auffassung steht aber hier den Ideen Rudolf Steiners fraglos sehr nahe. Eienhard hat sie in seiner bekannten Einführung in Goethes Faust mit den Worten ausgesprochen: „Die Geisterwelt ist nicht abgeschlossen: bei solchen magisch veranlagten Sühnern wie Faust greifen eben sichtbare und un-

sichtbare Welt ineinander; ja, wir müssen es deutlich sagen: das ganze Werk ist ja eben auf die Möglichkeit solchen Grenzverkehrs aufgebaut.“*) Das Hereintönen von Stimmen aus der übersinnlichen Welt in alles Erdengeschehn bildete bei Haas-Berkows Aufführung schon den Auftakt in dem Sphärengefange der drei überirdisch hochgewachsenen Erzengel mit ihrer minutenlang aufwärts weisenden Gebärde; es war ebenso im Ostersgefang wie im „Chor der hunderttausend Narren“ spürbar, wo in dem unsichtbaren Harmonium — einem zweiten Hegenkeßel — wirre Mischklänge brodelten, es klang hinein im Dies irae der Domszene und verhallte in dem himmlischen: „Ist gerettet.“

Aus ähnlichem Empfinden gestaltete sich im Sommernachtsraum das Hineinweben der Elementargeister in das Menschengeschehn, ohne daß deswegen die groteske Komik der Rüppel-szenen zu kurz gekommen wäre, in denen die Darsteller ihrem Jugendübermut alle Zügel schießen ließen. Auch an den „Sommernachtsraum“ der Haas-Berkow-Spieler tritt man leicht mit der Voreingenommenheit eines Kenners Reinhardtischer Regiekünste. Bei Haas-Berkow fehlt der Reinhardtische Maß. Er wirkt hier wie immer mit den einfachsten dekorativen Mitteln. Einige olivgrün, blaugrau oder goldgelb schimmernde Vorhänge, geschlossen oder zu zackigen Blättern zerschnitten, das ist ungefähr alles. Aber nun beachte man, wie bei wechselnder Beleuchtung auf dem unauffälligen Hintergrund sich das bunteste Leben abspielt. Während die Musik nur bisweilen mit schönen Zauberklängen hineintönt, legt hier ein reizendes Farbenpiel der Gewänder den lockenden Schleier der Maja um die anmutig wechselnden Gruppen. Mit feinstem Empfinden sind unter sorgsamster Auslese Stoffe, Farben, Töne und Helligkeitsgrade zusammengestellt: Die den Sterblichen unsichtbaren Elementarwesen in verwachsenen Tönen von Braun und Blaugrün, Blaujilbergrau, Dunkelgrün-gold; dagegen sich abhebend die leuchtenden Farben der Liebenden, wo Gelb und Orange, blaß Lila und Violett, Blau und Blaurot im Widerpiel mit dem schneeweißen Grundton von Helenas Gewand ganz im Sinne der Goetheschen Farbenlehre sich stufenweise steigern; hierbei stehen aber die Töne niemals vereinzelt im Raume, sondern klingen in der Umhüllung der Dekoration wohlklingend ab. Ähnliche Beobachtungen kann man bei den anderen Stücken machen. Es ist überhaupt besonders reizvoll bei den Haas-Berkow-Spielen das harmonische Ineinandergreifen aller Schwesterkünste zu beobachten: Musik und Farbe, die Plastik der Gruppe in Ruhe und Bewegung, der Rhythmus des Wortes, der Gebärde und des Tanzes, alles erscheint in fließenden Uebergängen, so daß hier ein neues Gesamtkunstwerk entsteht. Historische Erinnerungen an mittelalterliche Malerei und Plastik, an Madonnenbilder auf Goldgrund oder Apostel in weichem Lindenholz geschnitten, an Gebräuche

*) Einführung in Goethes Faust von Prof. Dr. Friedrich Eienhard. Fünfte Auflage 1920. S. 23.

der Meistersingerbühne wie den feierlichen Aufzug der Darsteller bei Beginn des Stückes, an das Puppenspiel — 3. B. in der Teufelsdarstellung — spielen besonders in den Volksdramen stark hinein und verjehen in das Empfinden vergangener Zeiten zurück, ohne sich jemals vom Lebensgefühl des Ganzen abzuplondern. So konnte die Anregung zum „Totentanz“ von mittelalterlichen Holzschnitten ausgehen. Wie steigert sich hier bei der Charakteristik der einzelnen Personen und Stände, die Wechselrede zur Gebärde, die Gebärde zum Tanze, den jedesmal völlig stimmungsverwandte Musik begleitet! Wer Augen und Ohren zu sehen und zu hören besitzt, wird dieses völlige Ineinandergestimmtsein aller Künste auf Schritt und Tritt verfolgen können. Niemals handelt es sich hierbei um Effekte. Es ist und bleibt vielmehr jedes Kunstmittel der gemäße Ausdruck einer aus dem Unbewußten quellenden Innerlichkeit. So kann man wohl sagen, daß bei diesen Spielen auch ästhetische und sittliche Eindrücke sich unauf löslich miteinander verbinden und ebendadurch den modernen Menschen aller Stände mit übermächtiger Eindringlichkeit ansprechen. So erleben wir im „Paradeisspiel“ den Abfall der Menschheit zur Sinnlosigkeit als ein notwendiges Schicksal und ihre Verreibung als den Beginn eines langen Läuterungsweges zum Licht. Die erschütternde Predigt des „Totentanzes“ aber scheint besonders für unsere Zeit geschrieben. Hier wird die „Schaubühne“ wieder zur „moralischen Anstalt“ im Sinne Schillers, ohne daß eine solche Wirkung irgendwie bewußt gewollt würde.

So löst der Strom reiner Innerlichkeit, der von der Kunst der Haaz-Berkow-Leute ausgeht, Schlacken, die unsere veräußerlichte Kultur abgelagert hat. Er schlingt wie die wahre Volkskunst aller Zeiten ein einziges Band gemeinsamen Erlebens um ein zerrissenes Volk. Hier ist eine Kunst für Hoch und Niedrig, für Jung und Alt. — Morgenstern schließt seine Aphorismen über das Theater mit der Bemerkung, es sei der Irrtum unserer Zeit, daß sie meine, man könne wesentliche Probleme aus dem Zusammenhange herauspflücken und für sich allein lösen. Man könne das Theater nicht reformieren, wenn man nicht zugleich den Geist der Zeit reformiere. In den Haaz-Berkow-Spielen scheint ein Versuch gemacht, diese im Jahre 1911 geahnte Einheit von Bühnenreform und Lebensreform zu verwirklichen.

Die Ostpreußenwoche in Königsberg

Von Fritz Kudnig

Was singt unser Meer, wenns an die goldenen Dünen
In heißer Sehnsucht seine Kluten drängt?
Was singt der Sturm, wenn er auf lausend föhnen,
Wildwülden Rossen über die Nebrung sprenzt? . . .
Was singt das Gäß, jedes welsche Segel im Winde?
Was singt jedes Dorf, jede Stadt, jeder ragende Turm?
Was singen in gleicher Eintracht Erde und Lende,
wenn sie geschüttelt vom schwarzen, brüllenden Sturm?
Ostpreußen bleibt deutsch? —

Ostpreußen bleibt deutsch! Von heißer Heimatliebe, wie die obigen Verse, sang

es in unserer Ostpreußenwoche an allen Ecken und Enden der ehemaligen Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Zu Tausenden und Aber-tausenden strömten die Menschen hierher, weither aus der Provinz, weither aus dem Reiche: Ostpreußen, unser deutsches Ostpreußen zu erleben. Es ist wahr, man kann Ostpreußens Schönheit kaum tiefer erleben, als mitten im Seesturm auf den goldenen Dünen oder tief, tief im weiten Majurenlande zwischen sonnigen, blauen Seen und in den unendlichen schwarzgrünen Kiefernwäldern . . ., sein innerstes Wesen und sein Gewordensein, seine Sehnsucht, sein Ringen und Rufen erlebte man aber noch nirgend so tief wie in dieser Ostpreußenwoche, zu deren Gelingen sich hunderte unermüdliche Hände regten, tage-, wochen- und monatelang. Welch Werk riesigten Ausmaßes ist allein die in der Kunsthalle am Wangelturm zusammengetragene Wanderausstellung Ostpreußen 1922-23“. Da lernte man zunächst die Natur des Landes kennen: räumliche Lage und Topographie, Bau und Boden und Oberflächengestaltung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt. Dann drang man ein in des Landes Wirtschaft und Kultur. Erlebte seine wechselvolle, kampfbolle Geschichte von Urzeit bis zur Gegenwart; wurde unterrichtet über seine Bevölkerung und Volkswohl-fahrt, seine Landwirtschaft; sein Handwerk, seinen Handel, Wandel und Verkehr und, nicht zuletzt, über seine nicht ganz unbeträchtliche Industrie. Weiterhin hörte man von seiner Wissenschaft, von seiner Volksbildung, schaute seine Kunst; erklimmte einen hohen Berg von ostpreußischen Dichterverken, konnte sich an schönen uralten Handschriften und auch an mehr oder minder deutlichen und mehr oder minder genialen „Originalhandschriften“ unserer jüngsten Ostpreußenidichter erfreuen; sah in einem andern Raume eine Anzahl junger bildender Künstler am Werk, ihr Bestes gebend; wenn dies Werk auch nicht restlos das Beste zu geben schien, was Ostpreußen an bildender Kunst zu geben vermag. —

Eine weitere Abteilung erschloß die ostpreußischen Charakterlandschaften: Oberland und Ermland; Majuren und Memelniederung; Samland, Natangen und Nadrauen; Königsberg als Hauptstadt; Memelland und Memelniederung; Haffe und Nebrungen; und endlich den uns verblichenen Teil unseres armen, zerrissenen Westpreußenlandes. Prof. Rich. Pfeiffer hatte anschauliche Oelgemälde dieser Landschaften beigezeichnet, die nicht wenig dazu beitragen werden, auch denen im fernen Reiche von Ostpreußens Eigenart und herber Schöne einen klaren Begriff zu geben. —

Hier konnten immer nur Stichworte hingeworfen werden; allein schon aus ihnen vermag man die Größe, Weite und Tiefe dieser Ausstellung zu ermessen.

Neben dieser Ausstellung, die bald ihre Reise ins Reich antreten wird (falls die verdamnte Valuta dagegen nicht noch im letzten Augenblick ein energisches Veto einlegen wird), liefen eine ganze Woche lang Vorträge über Vorträge.

Dazu Festvorstellungen in Stadttheater und Schauspielhaus; wobei sich, wie schon oft, ergab, daß wir Ostpreußen in dem von Richard Rosenheim mit feinnerziger Hand geleiteten Schauspielhause eine Kunststätte besitzen, wie sie nur ganz wenige Städte im Reich ihr eigen nennen dürfen. Neben Vorträgen über Ostpreußens wirtschaftliche Bedeutung, über die ostpreußische Landschaft, über Ostpreußens Zerstörung und Wiederaufbau gab es einen ostpreußischen Lieder- und Märchenabend. Wer konnte ihn besser einleiten, als der ostpreußische Volkskundige Karl Plenzat, der uns schon so oft die Tore zum ostpreußischen Lieder- und Märchenlande erschloß. Max Friedrich vom Neuen Schauspielhause machte den munteren Märchenzerzähler. Er tat es vielleicht mit ein wenig zu viel Ueberlegenheit. Das oft laut aufschallende Lachen der Kleinen und Großen aber dankte ihm dessen ungeachtet von Herzen.

Elfa Laura von Wolzogen sang Lieder zur Laute. Sie sang sie mit bestem Willen. Das sei ihr gedankt; wiewohl die Art ihres Vortrages der Einfachheit und Ursprünglichkeit dieser Volksweisen nicht ganz gerecht zu werden vermochte. Ostpreußenlieder kann eben nur ein Ostpreußenkind singen! Das ist nicht Ueberheblichkeit, sondern Feststellung einer Tatsache.

Wanda Aderjahn führte eine Anzahl ihrer Schülerinnen in bunter Volkstracht in ostpreußischen Reigen und Tänzen vor. Es war tiefinnere Freude und Erquickung, fern von dem nervengerrüttenden Getöse der Großstadt von diesen einfachen, alten, herzlichen Weisen sich einwiegen und einsinken zu lassen, wie einst von der Mutter leisem, träumendem Mund. —

Ein weiterer Abend brachte einen Vortrag über „Ostpreußisches Dichten und Denken“. Wer war für dieses Gebiet zuständiger, als der feinsinnige Vorsitzende des Goethebundes, Dr. Ludwig Goldstein. Er zeigte zunächst die „Bodenbeschaffenheit“, in dem das ostpreußische Dichten und Denken wurzelt, er wies die vielgestaltigen Kräfte nach, aus denen es Licht und Leben saugt, ergründete, wie es möglich, daß ein Land so grundverschiedene Geister gebären konnte wie Kant und Hamann, Gottsched, Herder, Simon Dach, Schenckendorf, Hippel, Hoffmann, Zacharias Werner, und in unsern jüngsten Tagen Arno Holz, Sudermann und Agnes Miegel. Er zeigte, daß aus Ostpreußen, dem schwer kämpfenden, oft schon das Licht sich gebär, die Wende der Zeit, der breite Bahn sich brechende Tat-Wille. Und hoffte dies auch für kommende Tage. Für die Tage, da wir den Brüdern jenseits der Marienburg wieder die Hände reichen werden über die urdeutsche Weichsel hinweg. —

Ein nächster Abend brachte einen regelrechten, wenn auch ungefährlichen, ostpreußischen „Sänger-Krieg“. Eine ganze Anzahl ostpreußischer „Kanonnen“ war dazu „geladen“. „Aufgefahren“ waren nur fünf: Georg Reide, Katarina Botsky, Agnes Miegel, Martin Bormann und Rolf Lauckner. Reide las gedankenüberreichte Gedichte, ein Stück aus seinem Roman

„Der eiserne Engel“ und endlich das Vorspiel eines Dramas „Frau Päpstin Jutta“, das am lebendigsten wirkte, weil es blutwarme Gestalten hinstellte; darunter allerdings einen Mephisto, der in Weimar geboren sein konnte. Katarina Botsky weckte, auswendig sprechend, ihre schon in den Ostdeutschen Monatsheften gebrachte Erzählung „Jeanne“ zu traumhaftem Leben. Agnes Miegel brachte Lyrik. Und gerade bei ihrem Vortrage erlebte man es mit besonderem Bedauern, daß Dichter fast immer die schlechtesten Anwälte für ihre eigenen Werke sind; denn von der herzbezwingenden Gefühls-gewalt Miegelscher Kunst wurde man nur einmal ganz gepackt, beim Vortrage des schlichten und gerade darum so herzwarmen Gedichtes „Das Russenkindchen“. Martin Bormann, der Maler so feltamer Menschen, die in sich immer mit tausend leisen und doch so störrischen Dingen kämpfen müssen und meistens dabei erliegen, las die Novelle „Der Zwerg und das Grammophon“. Und Rolf Lauckner — der beste Sprecher wohl an diesem Tage — gestaltete den zweiten Akt eines in Bälde erscheinenden Dramas „Die Reise gegen Gott“, das auf ganz eigenen Wegen dem Problem des Heimwehs nachgeht, und, schon in diesem Auszug, von starker Wirkung war. —

Jedenfalls gebührt den Leitern der Ostpreußenwoche für dieses Kunststück, die stillen Dichter aus ihren sogenannten Dachstuben herausgeholt und der staunenden Menschheit in regelrechtem Rampenlicht von Angesicht zu Angesicht „gezeigt“ zu haben, besondere Anerkennung.

Die so fruchtbare Ostpreußenwoche beschloß eine achtstägige Studienfahrt durch die Provinz unter der wissenschaftlichen Leitung von Universitäts-Professor Dr. Friederichsen und Studienrat H. T. Wolff. Und es steht zu hoffen, daß allen, denen etwa die Ueberfülle des in Königsberg Gebotenen den Sinn zu sehr beschwerte, in den rauschenden Urwäldern Majurens wieder das Herz aufgesprungen ist in jäh entbrennender Liebe zu diesem Lande, das vor kurzem noch soviel litt. . . . Und kaum einer wird unter den Wallfahrern gewesen sein, der nicht tief im Herzen den Schwur glühen fühlte:

O du Land, das wie keins weiß um Wunden
und brennende Schmerzen,
das wie keins um die wehe, bittere Einsam-
keit weiß . . . :
Ostpreußen bleibt deutsch! —

Der Dichter Walther Harich

Von Susanne Heß-Wynneken

Die Nur-Dichtungen des Ostpreußen Walther Harich sind bis jetzt nicht zahlreich. Gedruckt ein Roman und zwei Versdichtungen, dazu ein Drama im Manuskript. Jedes Werk außerdem nicht sehr umfangreich. Aus dem Vorliegenden schält sich aber sehr schon ein Dichter, dessen Denken und Fühlen erfüllt ist von einer heiligen Mission, einer Mission des Menschen und Künstlers an seine Mitmenschen: nämlich eine Brücke zu schlagen von jenem zu diesen. Eine

Brücke des Verstehens. Das Herz des Künstlers fühlt sich als Brennpunkt alles menschlichen Fühlens, in ihm laufen die Blutströme der Zeiten, der vergangenen wie der gegenwärtigen und vor allem der vorgeahnten zukünftigen zusammen. Dieses Verstehen will er helfend mitteilen, aber auch mit Verständnis aufgenommen wissen. Doch wie selten trifft das ein, und aus dem Verkanntwerden der künstlerischen wie menschlichen Mission erwacht dem Künstler die Einsamkeit. Sein Höhererleben, das auch Triebhaftes abtötet, isoliert ihn. Diese Erkenntnisse gestaltet Harich dichterisch, ein Suchender, der den Dingen bis zum Grunde nachspürt. Und hierbei erlebt er den Mythos als die Verdichtung menschlicher ins innerste Bewußtsein gedrungener Erlebnisse. Schon seinen Roman „Die Pest in Tulemont“, der offenbar aus den Gegenwartsschauern zeitnahen Geschehens entstand, umwittert das ahnungsvoll Sagenhafte einer fernen Erzählung. Dadurch benimmt er seiner Dichtung das Tendenzlose. Dieser Untergang einer Stadt an entsehllicher Krankheit wirkt gerade erschütternd durch die im allgemeinen festgehaltene epische Ruhe und Klarheit der Erzählung, die nur an einzelnen chaotischen Höhepunkten durch Wahrheitstreue der dann fast naturalistischen Wiedergabe grell unterbrochen wird. Schon hierbei zeigt sich, wie Harich sich nie an eine Stilart oder gar Richtung bindet, sondern den Ausdruck gibt, der lebensvoll dem Ganzen entspricht. In diesem Roman steht der Künstler, ein Musiker, schon als Erkennen der menschlichen Zusammenhänge im Mittelpunkt und wird als einziger aus dem allgemeinen Untergang gerettet; denn auch seine Geliebte, dem Tod an Ort und Stelle zwar enttrinnend, stirbt danach langsam dahin. Diese schweren Geschehnisse lassen in dem Künstler den Wunsch nach Einsamkeit entstehen: „Wir sollten alle ganz einsam sein, sollten uns Hütten bauen und leise vor uns hinleben mit vieler Liebe im Herzen und nichts begehren. Aber das ist uns nicht gegeben, und immer wieder wird die Menschheit aus sich heraus Geschwüre treiben, damit sie die Süßigkeit des eingefriedeten Lebens für kurze Zeit begreife und koste“, ist seine Erkenntnis. In dem epischen Gedicht „Der Turmbau zu Babel“ bekennt Harich sich direkt zum Mythos. Hier sucht er aus menschlichem Irren entstandenes Chaos dichterisch zu erleuchten. Immer wieder wandern die Menschen zu einem Ziel, suchen den heimatlichen gemeinsamen Zusammenfluß, und immer wieder lassen Streitsucht, Kleinlichkeit, Neid den stolz angefangenen Bau zusammenbrechen. Strahlte es daraus nicht wie ein Symbol aus fernen Zeiten zu uns herüber, ewige Wahrheit enthaltend? — In einem straffen, inhaltsgefüllten Rhythmus gehen die einzelnen Gesänge einher, sprachlich aus anfangs spürbarer Beeinflussung anderer Vorbilder immer mehr den eigenen Ton findend. Man sieht das Wandern der Völker, spürt ihr Sehnen, ihre immer atemloser werdende Spannung. Die Katastrophe hat dann nicht ganz die erwartete Wucht, wenig-

stens beim stillen Lesen. Ein Vortragender könnte vielleicht erschütternde dramatische Wirkungen hervorholen. Das würde schon zum Drama weisen, das in „Der König und seine Frauen“ im Manuskript vorliegt. Ein tragisches Spiel um Tat und Seligkeit nennt Harich sein Stück, das auch wieder das Mythos gestaltend aufgreift. Ein sagenhaftes Land, ein sagenhafter König, der den Kampf kämpft zwischen gottbesühender Seligkeit und daseinverhärtendem Tatgeschehen. Hier erst zeigt sich ganz der Gegenpol zum menscheitsuchenden Künstler, nämlich der gottsuchende. Der rangt sich schon im Turmbau zum Licht. Hier wird er wesenhaft. Und somit gewahrt man die ganze große Erfüllung, die Harich für sich als Dichter anstrebt. Wir fühlen den Dichter, der aus eigener höchster seelischer Kraft heraus der Mittler zwischen Menschheit und Göttlichkeit sein soll, dessen Fäden sich diesseits und jenseits, das ganze All durchdringend, verankern sollen. Diese Kühnheit der Problemstellung gemahnt an die Romantiker, wie überhaupt das Traumhafte des Dramas etwas von dem mystischen Hellsdunkel der Träume eines Novalis hat. Wurden im Roman und Epos die Einzelschicksale verschlungen vom gewaltigen allgemeinen Geschehen und bleiben so dem Mythos innigst verbunden, selbst sagenhaft, so gestaltet Harich in seinem Drama einen Menschen mit seinen eigenen Seelerlebnissen, der uns in der Gestalt des Königs lebend und lebend entgegentritt. Den Abschluß der Gestalt wie des Kampfes, der nach innen und außen gekämpft wird, soll wohl erst der zweite Teil des Dramas bringen. Harich ist erst auf dem Wege zu der restlosen geistigen Durchdringung seiner Probleme im Verein mit letzter technischer Meisterung, aber auf dem besten. Sein Wollen tritt von Werk zu Werk stärker hervor, seine sprachliche Bildkraft wächst immer mehr mit dem Inhalt zusammen, an Eigentönigkeit gewinnend. Das zeigen besonders auch seine „Gedichte“. Die einmal gebaute Form ist bis zum Rand erfüllt, ohne je gesprengt zu werden. Welch seines Gefühl für die pathetische Spannung des Sonetts zeigt z. B. „Sonne im Zenith“. In seinen Gedichten gibt er sich oft ganz zart. Seine Musikernatur, die schon in seinen anderen Werken sich zeigte, findet hier eine heimlich schwingende Melodik, die Gewaltigkeiten vermeidet. Das Stärkste sind die aus Naturerlebnis entstandenen Verse. Letzte Hingebendheit an die Landschaft haucht ihr Seele ein und findet überzeugende Farben in der Wiedergabe.

Eine Art Erfüllung, wenn auch keine endgültige, des Harichschen Dichtwerks ist seine Biographie über E. T. A. Hoffmann. Die gefühlsmäßigen Zusammenhänge mit der Romantik werden hier bewußte Anschauung. Ein Wesensgemeinsames zieht ihn offenbar zu seinem Landsmann, in dessen Leben und Dichtung er sich mit Inbrunst versenkt hat. Hierbei mag ihm eigentlicher Inhalt eines Künstlerdaseins offenbar geworden sein. Fleißige Forscherarbeit ist durchglüht von dem Bestreben,

ein Künstlerleben in allen Höhen und Tiefen menschlich zu erläutern, Dichtung und Leben in ihren Wechselbeziehungen erkennen zu lassen. So sehen wir Hoffmann vielleicht zum ersten Male künstlerisch und menschlich in einer unserer Zeit gezeimenden Beleuchtung. Allerdings noch nicht in letzter künstlerischer Verschmelzung. Die erforderlichen Einzelheiten gerade des Lebens sind noch nicht vollständig von innerstem Erleben aufgesogen. Desto mehr die Dichtung. Hier hat der Dichter den Dichter erfüllt und gibt dem vollgültigen Ausdruck. Hoffmanns große Werke und die besten seiner kleinen haben hier eine poetisch und geistig vertiefte Würdigung erfahren, wie sie nicht vielen Dichtern noch geworden ist. *)

Im Dienste der Wahrheit**)

Von Hermann Strunk

I.

Dieses Wort, das Waltherr Rathenau bei seiner Rede über dieses große deutsche Aktenwerk als Motto gewählt hat, schließt in sich die Rechtfertigung, warum es in diesen Hefen, die der Politik fern stehen, gewürdigt werden muß. Es handelt sich hierbei nicht um ein politisches Tendenzwerk und nicht nur um geschichts-wissenschaftliche Fragen, sondern um die deutsche Volksfrage, in deren Dienst die „Öst-deutschen Monatshefte“ stehen.

Als die deutsche Regierung den Plan ausführte, das gesamte Material über die deutsche Politik vor dem Weltkriege zu veröffentlichen, war sie von dem Gedanken geleitet, ihrerseits alles zu tun, was zur Aufklärung über die Entstehung des Weltkrieges dienen könnte. Die verschwiegene Siegel sorgfältig verborgen gehaltener Urkunden wurden gebrochen, da das deutsche Volk an seinem Teile die ganze Wahrheit über die Vorgeschichte des uns umhängnis gewordenen Krieges enthüllen wollte. Wir halten dies nicht nur für unser eigenes Gewissen für heilsam, sondern auch für die ganze Menschheit, haben doch die Mächte des Mißtrauens und des Hasses auf allen Seiten die Wahrheit verdunkelt und die Beziehungen der Völker zu einander vergiftet. Das deutsche Volk, das durch den Vertrag von Versailles auf die Anklagebank gezwungen worden ist, hat mit dem großen Aktenwerke den Anfang gemacht zu der Wiederherstellung der Wahrheit und dem geistigen Wiederaufbau Europas. Dies tut es durch dieses Aktenwerk, indem es mit sich selbst ins Gericht geht, indem es seine Geheimnisse aufdeckt, damit die dunklen Mächte des Hasses, die im Weltkrieg ihre Wesen trieben, nicht auch weiterhin die Nachkriegszeit

und unsere ganze Zukunft beherrschen, sondern zerstreut und vernichtet werden. Die Herausgabe der gesamten Akten über die Vorkriegszeit erwies sich als notwendig, weil die von Kautsky veröffentlichten „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch“ und die österreichischen „Diplomatischen Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914“ nicht genügte, um die Frage der Schuld am Kriege ausreichend zu klären oder zu lösen.

II.

Die schwere Aufgabe der Herausgeber bestand darin, alle zur Bloßlegung des weit verzweigten Wurzelgeschlechts des Weltkrieges wesentlichen Vorgänge aktenmäßig so zusammenzustellen, daß sich aus ihnen die Grundlinien der großen europäischen Politik möglichst deutlich ergäben. Sie hatten dazu den Auftrag erhalten, unparteiisch zu Werke zu gehen und sich bei der Auswahl des Materials in keiner Weise von der Rücksicht darauf leiten zu lassen, ob die Urkunden für die Beurteilung der deutschen Reichspolitik vorteilhaft oder nachteilig wirken können. Wir müssen daher zunächst prüfen, ob die Männer, die dies große Unterfangen auf sich genommen haben, in ihrer Persönlichkeit die Gewähr für eine unbeeinflusste und kritisch-sachliche Behandlung bieten.

Dr. Albrecht Mendelssohn-Bartholdy ist seit 1920 Professor der Rechte an der Universität Hamburg, nachdem er vorher, ein Schüler Wachs, Lehrstühle in Leipzig und Würzburg inne hatte, und gilt als einer der hervorragendsten Kenner des ausländischen, insbesondere des englischen Rechts. Als solcher hat er auch als Vertreter der deutschen Reichsregierung mit sachverständigem Rat an den Friedensverhandlungen in Versailles teilgenommen und an der Versailleser Denkschrift über die Schuld am Kriege mitgewirkt. Vor kurzem erhielt er einen Ruf an die Universität Berlin und zum Leiter des dort zu begründenden Instituts für auswärtige Politik. Er hat in seinen Veröffentlichungen das englische, amerikanische, französische und italienische Recht auf Grund besonderer Studien mitberücksichtigt, aber in seinen neueren Schriften auch die innere Politik behandelt, wobei er sich als Vertreter einer demokratischen Politik bekannt hat, zuletzt in seiner Schrift „Der Volkswille, Grundzüge einer Verfassung“ (1918) und in seinem Aufsatz über „Ein- oder Zweikammer-System“ im Handbuch der Politik. Auch mit dem Problem des Völkerbundes hat er sich in seiner Schrift „Der Völkerbund als Arbeitsgemeinschaft“ (1918) auseinandergesetzt. Aus allem ergibt sich, daß er in seiner Person die Bürgschaft für die Eignung zur Mitherausgabe des Aktenwerkes bietet.

Dr. Johannes Lepsius ist als Politiker bekannt geworden durch seine mannhaften Veröffentlichungen über die Armenier-Greuel. Lepsius ist von Haus aus Theologe, war Prediger in Jerusalem und veröffentlichte nach den Schandtatzen der Türken und Kurden an den Armeniern, die er an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, im „Reichsboten“ die berühmten

*) Alle genannten gedruckten Werke sind im Verlage Erich Reiß, Berlin, erschienen. Es sei auch gleichgültig auf das Fehlen von dem besetzten Münchener Verlag G. S. Zeit herausgegebene, bedeutungsvolle Buch „Das Ostproblem“ besonders aufmerksam gemacht. Schriftlich.

**) Die große Politik der Europäischen Kabinete 1871–1914. Sammlung der diplomatischen Akten des Deutschen auswärtigen Amtes, im Auftrag des auswärtigen Amtes herausgegeben von J. Lepsius, A. Mendelssohn-Bartholdy u. F. Thimme. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte, Berlin 1922. Bisher erschienen Bd. I–VI vom 26. 2. 1921 bis zum 20. 3. 1920 (Die Zeit der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck).

Aussäße „Die Wahrheit über Armenien“ und darnach die Schrift „Armenien und Europa, eine Anklageschrift wider die christlichen Großmächte und ein Aufruf an das christliche Deutschland“. Dadurch rief er die armenische Bewegung in Deutschland wach, die zur Gründung der deutschen Orient-Mission (Deutscher Hilfsbund für Armenien) führte, deren Direktor er wurde und in deren Auftrag er die Jahrbücher dieser Gesellschaft herausgab. Von sonstigen Schriften sind bekannt, ein zweibändiges „Leben Jesu“ und die politische Komödie „John Bull“ (1919) und die Sammlung „Diplomatische Aktenstücke Deutschland und Armenien 1914–1918“. Die Unbefangenheit und die unerschrockene Haltung, die Lepsius stets gezeigt hat, und die ihn oft in schärfstem Gegensatz zu der amtlichen deutschen Politik brachte, machen ihn besonders zu diesem Dienst für die Wahrheit geeignet, genießt er doch auch in der internationalen Welt den Ruf eines rücksichtslosen Wahrheitsfanatikers.

Der dritte Herausgeber ist Dr. Friedrich Thimme, ein Schüler Fr. Meinekes, bis zum Krieg in der großen Öffentlichkeit weniger bekannt, da er als stiller Gelehrter und als Beamter (1914 Direktor der Bibliothek des Herrenhauses) wirkte. Seine ersten größeren Veröffentlichungen waren die „Reden Johannes von Miquels“ in vier Bänden und die Reden R. von Bennigsens. Im Kriege trieb ihn sein vaterländisches Empfinden dazu, dem inneren Frieden zu dienen. Er gab mit dem jüngst verstorbenen Gewerkschaftsführer Karl Legien das Sammelwerk „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland“ heraus (1915), dessen einzelne Aufsätze je zur Hälfte Vertreter des Sozialismus und des Bürgerturns verfaßten. Im Jahre 1916 brachte er in Verbindung mit mehreren Mitarbeitern ein Buch auf den Markt, das viel Beachtung verdiente und auch fand: „Dem inneren Frieden des deutschen Volkes — ein Buch gegenseitigen Verständens und Vertrauens“. Gelegentlich der inneren Kämpfe um die Aenderung des preussischen Wahlrechts griff Thimme auch in die Politik ein, indem er 1917 in dem „Grenzboten“ drei offene Briefe an Herrn von Henningbrand und der Casa richtete, die scharfe Angriffe gegen die konservative Parteiführung und eine Verteidigung Bethmanns enthielten, dessen Kriegsreden er 1916 herausgab. In diesen Aufsätzen, die später als Buch erschienen, bezeichnet er sich „als ein Vertreter des konservativen Gedankens und konservativer Tradition“, als „von konservativen Grundanschauungen ausgehend“ und als ein Mann, der „sich zu dem konservativen Drei-Geistern Monarchie, Christentum und Autorität bekennt“. Auch Fr. Thimme hat durch sein Leben und durch seine Veröffentlichungen, von denen noch „Revolution und Kirche“ (1919) erwähnt sei, bewiesen, daß er ein unabhängiger Beurteiler der Gegenwart und ein tüchtiger Erforscher der Vergangenheit ist und daher wohl berufen ist, an der Herausgabe der diplomatischen Akten mitzuwirken.

Im ganzen darf man sagen, daß die Wahl der Herausgeber eine glückliche gewesen ist, und daß man von diesen kritisch gebildeten und unbefangenen urteilenden Männern eine zuver-

lässigere Einführung in die Bestände der Geheimarchive erwarten darf, als von den zünftigen Diplomaten. Die Herausgeber sagen in der Einleitung darüber das Folgende: „An die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe der Auswahl sind die Herausgeber herangetreten, wie es ihrem Auftrage und ihrem Gewissen entsprach: als unabhängige objektive Forscher, denen es einzig und allein um die völlige Aufklärung der geschichtlichen Zusammenhänge zu tun war. Sie sind nicht davor zurückgeschreckt, in die Sammlung der Dokumente auch solche Schriftstücke aufzunehmen, die die deutsche Politik oder einzelne ihrer Leiter in einem weniger vorteilhaften Lichte erscheinen lassen; ebensovienig haben sie Anstand genommen, Aktenstücke zu bringen, die zugunsten unserer Gegner sprechen können. Unbedingte Ehrlichkeit, Offenheit und Sachlichkeit war und blieb das vornehmste Gebot ihrer Arbeit. Überall leitete die Herausgeber das Bestreben, der Öffentlichkeit ohne jeden Rückhalt alles vorzulegen, was dazu beitragen kann, ein klares und uneingeschränktes Urteil über die in der großen Politik der europäischen Kabinette wirkenden Triebkräfte zu ermöglichen.“

III.

Wenn wir die Veröffentlichungen der diplomatischen Akten im ganzen betrachten, so müssen wir sie als ein geschichtlich-politisches Ereignis ersten Ranges kennzeichnen, öffnet hier doch zum ersten Male eine Großmacht ihre Geheimarchive unmittelbar nach den politischen Ereignissen, so daß die Nachprüfung durch die Mitlebenden und Mitbeteiligten möglich ist und die Gegner sich zur Bekanntgabe ihres Materials veranlaßt fühlen müssen. Und außerdem bringt das umfangreiche Werk als ein Kämpfer gegen das System der geheimen Diplomatie das Material zutage, auf Grund dessen die Wiederaufnahme des Verfahrens in der Frage der Kriegsschuld Deutschlands, wenn überhaupt, so jetzt erreicht werden kann. Darum muß das gesamte deutsche Volk sich der hervorragenden Bedeutung dieses Werkes in vollem Umfange bewußt werden, gibt es doch kaum eine andere Gelegenheit, um eine allgemeine öffentliche Aussprache über das Problem des Kriegausbruchs und der Kriegursachen herbeizuführen und die früheren Gegner zu zwingen, ihrerseits den bisher versäumten Wahrheitsbeweis für ihre Behauptungen zu führen. Nachdem die weltwirtschaftliche Krise, wie es scheint, den Boden vorbereitet hat für eine Aenderung der wirtschaftlichen Friedensbedingungen, ist es von größtem Wert für die deutsche Zukunft, daß gleichzeitig die politische Atmosphäre gereinigt wird, damit das deutsche Gewissen von der Last der Kriegsschuldreinigung befreit und das deutsche Ansehen wieder in der Welt hergestellt wird. Wenn aus diesem Grunde die Veröffentlichung der deutschen Vorkriegsakten die gesamte große Politik des deutschen Kaiserreiches von Anfang bis zum Ende behandelt, so dürften sie in der langen Kette der geschicht-

lichen Ereignisse kein Glied der Entwicklung außer acht lassen, wenigstens soweit die amtliche Politik in Frage kommt. Daher wurde im Rahmen des Aktenmaterials des Auswärtigen Amtes und der früher mit diesem verbundenen Kolonialverwaltung die Durchsicht der Akten bis in die entlegenen Gruppen ausgedehnt und alle Akten ohne jede Ausnahme benutzt. Auch dies war notwendig, um der sicher zu erwartenden Irreführung der deutschen Öffentlichkeit durch gegnerische Einflüsse vorzubeugen, obwohl dadurch das Werk selbst bei Beschränkung auf die wichtigsten aus der ungeheueren Zahl der Urkunden auf 20 Bände answoll.

Zur Zeit der Abfassung dieses Berichts liegen die sechs ersten Bände, bis zur Entlassung Bismarcks reichend, vor, sie werden kurz „Bismarck-Akten“ genannt. Die Akten sind von den Herausgebern nicht, wie das sonst bei Urkundenveröffentlichungen üblich ist, in streng zeitlicher Folge mechanisch aneinander gereiht, sondern zu sachlich zusammenhängenden Kapiteln vereint, wodurch die Benutzung für jeden sehr erleichtert und das Ganze lesbar wird. —

Bedor wir uns in gerechter Würdigung der Wichtigkeit der Veröffentlichung den einzelnen Bänden zuwenden, richten wir an alle Politiker und Redaktöre, Lehrer und Gelehrte, Schriftsteller und Studenten, überhaupt an alle Deutschen, die durch die Tat oder in Wort und Schrift einen Einfluß auf die Öffentlichkeit auszuüben vermögen die dringende Aufforderung, das Aktenwerk einzusehen, ihr Urteil an diesen unverfälschten Urkunden zu bilden und bei jeder Gelegenheit die aus diesem Studium gewonnenen Ergebnisse zu verwerten, damit die Wahrheit wieder hergestellt wird. Und niemand wird verkennen, auch wenn er der schärfste Gegner der deutschen Regierung und ihrer Vorkriegspolitik gewesen ist, daß ein Volk, das die Geheimnisse seiner jüngsten Staatskunst schrankenlos preisgibt, ein grenzenloses Vertrauen zu der versöhnenden und heilenden Macht der Wahrheit hat.

Goethe, der Mensch

Von Dr. Weise

Zur Reihe der Goethe-Ausgaben, die seit seiner Ausgabe letzter Hand die Presse verlassen haben, gestellt sich soeben eine neue, ja, man darf sagen, eine neue, nach Form wie inhaltlicher Durchdringung: der auf 30 Bände berechnete Goethe des „Volksverbandes der Bücherfreunde“, Berlin W. 30, Rankestraße 34.

Textkritisch um vieles geläutert gegenüber ihren Vorgängerinnen, auch denen aus jüngerer Zeit, löst sie den Menschen Goethe aus seiner literarhistorischen Verankerung als Klassiker und läßt uns ehrfurchtsvoll, doch frohgemut dem Lebenskämpfer ins Auge schauen. So rückt der erdenferne Promachos uns soviel kleineren Menschen fühlbar nahe, ohne doch im geringsten von seiner vorkämpferischen Größe einzubüßen. Diese Größe wird nur aus kalt anschauender Unerreichbarkeit gefühlswarme, weil

ja auch irdisch bedingte, von Irrtümern nicht freie Nähe. So etwa, wenn der Dramatiker Goethe in knappen Strichen vor uns ersticht, in seiner Iyrischen Bedingtheit, die doch eben seine Goetheische Größe ist. Mit seinem Takt setzt der Herausgeber Müller-Freienfels seine Deutung in Beziehung zur Mentalität unserer Zeit und fordert für die seelische Dramatik Goethes den gleichgestimmten Bühnenraum des Kammerspiels. Oder, wenn wir eine andere Beziehung zu den Strebungen unserer Tage aufgreifen: Goethes innerste Einstellung auf das Ausgeglichene, harmonische, sein Drang zur Synthese, findet im Bearbeiter dieses Goethe den fühlbaren Deuter und Mahner, wenn er einem Zeitalter ausgesprochenen Parteipolitik die Äußerung Goethes entgegenhält, daß ihm „das Unverjöhnliche ganz absurd vorkomme“. —

Diese wenigen Andeutungen nach der inhaltlichen Seite mögen genügen, um diese neue Goethe-Ausgabe seinem wieder einmal vor allen anderen geprüften Volke warm als Nothelfer ans Herz zu legen. Eine unerwartet wertvolle Ergänzung bieten die jedem Bande beigegebenen zeitgenössischen Bilder, deren Auswahl in den bewährten Händen Dr. Hans Wahls liegt, des Direktors des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. Eine ganze Reihe davon sind bisher unveröffentlicht, die Wiedergabe erfolgt in der zeitgemäßen Technik des Kupferstichs.

Somit vereinigen sich inhaltliche und formale Vorzüge, um den unvergänglichen Edelwert Goethe nach bestem Wollen und Können rein herauszustellen. Die beispiellose Preiswürdigkeit der schmucken und handlichen Ganzleinenbände kommt als Drittes hinzu und darf um so mehr um Gegenliebe werben, als der Mut zu solcher buchgewerblichen Leistung einzigartig da steht im schwerkämpfenden Buchhandel der Nachkriegszeit. Erschienen sind bisher 17 Bände, deren Bezug ebenso wie der der noch ausstehenden 13 auch den wirtschaftlich Schwachen ermöglicht ist, dank eines wahrhaft gemeinnützigen Entgegenkommens des Verlags.

Noch immer sind Bücher der billigste Handelswert, zumal sie Bleibendes ins Haus tragen; in diesem Falle muß man aber fast von einem Geschenk an das deutsche Volk sprechen.

Das Arndtmuseum von der Stadt Bonn übernommen

Josef Loewenich, der Begründer des Arndtmuseums in Godesberg, hat dem deutschen Volk seine bedeutende und außergewöhnlich wertvolle Sammlung übergeben. Unermüdete Arbeit, eine unbegrenzte Liebe für Ernst Moritz Arndt und das Vaterland hat aus echtem Idealismus diese Stätte geschaffen, die nun Gemeingut des deutschen Volkes durch Uebernahme der Stadt Bonn geworden ist. Möchte der Geist Arndts in unserer Zeit der Not, seine Liebe, Treue und sein unerschütterlicher Glaube an Volk und Vaterland wieder in uns lebendig werden!

C. E.

Buchbesprechungen

D: rum sind — von jeher Dichter gewesen und Seiden,
Sänger und Gottesleuchte, daß an ihnen die armen zer-
rüttelten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken
und ihres Heils. Grillsparzer

Nordische Volksmärchen. Der deutschen Jugend wiedererzählt von Michael Birkenbihl. Mit 4 farbigen Einschaltbildern und 12 Textbildern von Franz Staffen. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg. Band 43 der Lebensbücher der Jugend, herausgegeben von Dr. Friedrich Düssel.

Diese Märchen sind aus dem Schwedischen, Norwegischen und Dänischen überfetzt. Sie sind Volksmärchen und von anderer Art wie etwa die bekannten Kunstmärchen von Topelius oder Anderen. Aber sie stellen doch in ihrer bewußteren, disziplinierten Struktur augenscheinlich prägnantere Formungen einer späteren Kultur dar, ohne daß sie an naiver Phantasie und an echt märchenhafter Fabulei eingebüßt haben. Hier und da hat die Volksphantasie, natürlich durch die Gestaltungskraft einzelner Dichter, aus der ursprünglichen Fassung erweiterte, fast novellenartige Gebilde geschaffen, wie sie etwa z. B. auch in den deutschen Volksbüchern vorliegen. Aber Gepräge, Wesen, Geist und Stil sind doch ganz märchenhaft, kindhaft, phantastisch abenteuerlich geblieben. Und durch alle diese Momente ist eine echt epische Poesie erzielt, ganz episch in Ton und Art, ganz Begebenheit, Anschauung und somit eine Poesie, recht geeignet für den kindlichen unbefangenen Leser. Ein edles und seines Buch. Und auch ein Erwachsener vermag sich diesen perlenden Träumereien und poetischen Gestaltungen selbstvergessen hingeben. Sehr vieles ist völlig neu und eigenartig, überraschend in Handlung, ausspinnender Phantasie, schalkhaftem Humor und auch in seinen sinnvollen Beziehungen zu Leben und Menschentum. Dr. Hans Benzmann

Neue Kalender 1925.

Wieder erfreut uns der im Verlag D. W. Callwen-München erschienene „Ostmarkkalender“, auf den wir später noch zurückkommen. Der von Willi Geißler im Greifenverlag zu Rudolfsbad herausgegebene „Greifenkalender“ — ein Jahreskreis mit 54 Schwarzweißbildern neudeutscher Künstler — hat sich von Jahr zu Jahr mehr Freunde erworben. Die junge, nach Einfachheit und Durchgeistigung strebende Jugend hat sich um den bedeutenden Maler Willi Geißler geschart, über dessen Schaffen wir bald mit einer Reihe von Bildern durch Ludwig Bäde hören werden. Die Monatsblätter sind dem Gedächtnis Emil Göttis gewidmet, dessen reines künstlerisches Wollen und Schaffen immer stärker erkannt ist.

Zu den deutschen Gedenkcalendern gehört „Deutsches Land in Feindes Hand“. (Verlag Hermann Eichblatt, Leipzig-Gohlis. 2. Jahrg. 80,— Mk.) Ausgezeichnete Bildwiedergaben, besonders viel aus dem Baltenland, erinnern an

verlorene Lande und künden deutsches Wesen und deutsche Kultur. Das Werk ist für jeden Deutschgesinnten ein Gruß an das Auslandsdeutschum, unter der unser Herz und unser Gewissen mahnenden Lösung Schillers aus dem „Tell“: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Ein unentbehrlicher Freund und Führer ist der wieder ausgezeichnete Kalender „Kunst und Leben“ (Verlag Fritz Hendel-Zehlendorf). Trotz der erheblichen Preiserhöhung bleibe man ihm treu. Seine Güte und sein Wert lohnt die Ausgabe.

Als Nachschlagewerk und zur Uebersicht der niederdeutschen Bewegung ist das 1914 zum ersten Male erschienene „Niedersachsenbuch“ unentbehrlich geworden. (Verlag Richard Herms-Hamburg, herausgegeben von Hermes und Albrecht Janßen.) C. L.

Wilhelm Stählin: „Fieber und Heil in der Jugendbewegung.“ Hanseatische Verlagsbuchhandlung, Hamburg 38, Preis geh. 20 Mark.

Unter einem schlichten, unauffälligen Titel verbirgt sich ein Buch, das ich mit einer an Begeisterung grenzenden Freude gelesen habe. Denn es ist von einem jener seltenen Männer geschrieben, die als reife Menschen sich ein Herz bewahrt haben, das alle Nöte und Sehnsüchte und Schmerzen der Jugend mitfühlt und mitduldet, ist von einem Menschen geschrieben, der aus der Tiefe seiner Erkenntnisse und Erfahrungen und aus der Fülle und dem Reichtum seines Erlebens den Jungen zum Führer werden will, ihnen darlegen will, was an aller Jugendbewegung nur Fieber, nur Krankheit, und was, darüber hinaus, Zeichen künftiger Befundung und kraftvollen Wachstums ist. Reif werden, das heißt Fieber und Heil unterscheiden, so sagt Stählin, und findet in diesem Zusammenhänge kluge, ernste und warme Worte über den Willen zur Form, das erlösende Kreuz der Arbeit, über das Verhältnis der Geschlechter, jugendfräuliche und mütterliche Frauen und die in der Entwicklung stehen bleibenden „ewigen“ Wandervögel. Wolfgang Federau

Carl Schwarze: „Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807/1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand.“ Drei Masken-Verlag zu München.

Das kulturgeschichtlich wertvolle und interessante Buch, das Alexander von Gleichen-Ruhwurm herausgab, ist fesselnd geschrieben. Die Geschichte dieses Berliner Buchdruckergehilfen, der nach vielen Irrfahrten in die Heimat zurückkehrt und schlicht und eindringlich seine vielfachen Erlebnisse erzählt, gibt uns neben den Denkwürdigkeiten und Biographien jener Zeit eine Reihe abwechslungsreicher, anschaulich wiedergegebener Bilder aus fremden Ländern.

Müller-Ahrend

Neue Jugendbücher für den Weihnachtstisch.

Alle diejenigen, welche für das Wohl und Wehe unserer Jugend ein warmes Herz haben, welche wissen, daß derselbe Geist, der heute in unsern Kindern lebt, einmal der Geist des deutschen Volkes sein wird, werden das Unternehmen des Verlages Carl Flemming und C. T. Wiskott, Berlin, mit besonderer Freude begrüßen, der es sich zum Ziel gemacht hat, der deutschen Jugend im Gegensatz zu all dem faden und kitschigen Zeug einer weglos und kulturarm gewordenen Zeit echte, ernste Kunst zu bieten. Der rühmlichst bekannte Verlag geht hierbei von der Voraussetzung aus, daß die Kunst für die Jugend letzten Endes nichts anderes sei, als die Kunst der Erwachsenen in kluger Auswahl. In drei Reihen erscheinen nacheinander die ersten der Flemming'schen Jugendbücher. Drei Reihen, die sich zwar nach Umfang und Preis voneinander unterscheiden, auf deren jede aber das Urtheil „Gut“ ohne Einschränkung zur Anwendung gebracht werden kann.

Der große Balladendichter Börries von Münchhausen ist als Herausgeber dieser Bücher gewonnen worden, und die von ihm getroffene Auswahl beweist, wie jung das Herz dieses Mannes noch schlägt, wie fein sein Empfinden für das, was der Jugend not tut in dieser herben Zeit, sich hier zur Geltung bringt. Wir stoßen auf Dichter wie G. Asmussen, der uns einen Blick hineinwerfen läßt in „das letzte Glück“ eines verarmten und vereinsamten, dennoch mit dem stillen Dämmerlicht einer letzten bescheidenen Freude überfrachteten Menschenlebens, wir erleben in Marie Diers' packendem Roman „Das Herz im Holze“ das Ringen und den Kampf einer vom Genius gezeichneten Natur um die Gestaltung innerer Gesichte und gleiten in Paul Wicherts — dem Roman seines Vaters, „Heinrich von Plauen“, nachgedichteten — „Zerbrochenen Ring“ zurück in die traurigste Epoche unserer östlichen Heimat, in die Schmerzensstage der Schlacht von Tannenberg und des Zusammenbruchs der Ordensmacht. — Und in eine zweite trübe Epoche, in die Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, führt uns Walter von Molos Novelle „Luise im Osten“, die gewissermaßen als Vorstudie zu der gewaltigen Roman-Trilogie „Ein Volk wacht auf“ gelten kann, in die allerletzten Jahre aber Ene Haasens „Helden von Makka“, worin von den selbstamen Kämpfen erzählt wird, die bei Ausbruch des Weltkrieges fern in unseren Kolonien, abgetrennt von allen Verbindungen und Unterstützungen, mit Treue und Aufopferung bis zum bitteren Ende ausgefochten wurden. H. W. Riehl, der humorvolle, viel zu wenig gekannte Dichter, plaudert von den versunkenen Tagen des dreißigjährigen Krieges, Levin Schücking erweckt in dem Büchlein „Eines Kriegsknechts Abenteuer“ zwei der abenteuerlichsten Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts zu neuem Leben, und selbst die kleinen sogenannten Dreibogenbücher sind Kabinettsstücke erzählender Kunst.

Ohne eine Moral aufdringlich und abschreck-

kend zur Geltung zu bringen, wirken diese Bücher von selbst durch ihren sittlichen Gehalt, und wenn sie die Verbreitung finden, die ihnen gewünscht werden muß, so wird sich die Wahrheit des Wortes erweisen: „Können Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen können sie doch. Dem inneren Wert dieser drei Reihen entspricht ihre geschmackvolle Aufmachung und die bildnerische Ausschmückung durch Künstler wie Hermann Fißcher, Willibald Krain, Max Brösel und andere.

Nicht unerwähnt mögen in diesem Zusammenhange das reichgezeichnete Märchenbuch „Die Fahrt um Christkind“ von Julius Lohmeyer bleiben, zu dem D. P. Mohr prächtige Bilder und Th. Krause eine Anzahl zarter, ansprechender Bilder beigezeichnet haben.

Und dann — zum Schluß — sei noch auf die für unsere Kleinen berechneten, ganz köstlichen und zugleich vornehm künstlerischen Böklin Bonus Kasperl-Bilderbücher (Verlag Gebauer & Schwetschke, Halle/Saale) und das im selben Verlage erschienene Rätselbilderbuch von C. Mickelait hingewiesen.

Alle diese Bücher bilden schöne und wertvolle Weihnachtsgeschenke, und wer sie seinen Jüngens und Mädels auf den Gabentisch legt, darf gewiß sein, Freude zu verbreiten und auf diese Art beizutragen an der Gesundung unserer Jugend. Wolfgang Federau

„Das westliche Samland.“ (2. Heft: Neuhäuser, Pillau, die Frische Nehrung; 5. Heft: Das Kirchspiel Medenau, die Landchaft östlich der Altk, Cranz.) Verlag von Kolbe & Schlicht, Dresden.

Endlich ist, fast zugleich mit dem 5. Heft dieser vortheilhaften Buchfolge, das erst jetzt fertiggestellte 2. Heft erschienen, dem Dr. Dethleffen ein warmes Geleitwort, der Verfasser Oskar Schlicht ein einflussreiches Vorwort und Carl Lange ein Gedicht „Mein Heimatland“ mitgegeben hat, das fast wie Volksliedston klingt.

Es kann nicht laut genug gesagt werden, daß Oskar Schlicht in dieser Buchfolge, die durch ein noch in Arbeit befindliches 6. Heft (Kirchliche Nehrung) demnächst beschlossen werden wird, ein Werk geschaffen hat, das man nicht nur anstaunen und bewundern muß, das einen, ob man will oder nicht, zur Liebe zwingt. Um so mehr, da es sich eines Teiles unserer im Reiche so wenig gekannten und oft verständnislos geschnittenen ostdeutschen Heimat annimmt, der jedem Ostmärker innig ins Herz gewachsen ist. Welche nie ermüdende Ausdauer gehörte dazu, allein die Geschichte dieses Landes zu schreiben; ihre mehr oder minder verschütteten Quellen aufzugraben und zu sprühendem Leben zu erwecken. Nur weil die immer wache Heimatliebe hinter dem Verfasser stand, war die Bewältigung dieser Arbeit möglich; und diese Liebe war wohl besonders stark, weil der Verfasser schon lange, fern der Heimat, mitten im Reiche wohnte. Manche Hand hat mit zugegriffen, das Werk zu fördern. So hat z. B. Regierungsrat Dr. Haberland, der frühere Bürgermeister von

Pillau, einen Teil der Geschichtsdarstellung dieser Stadt in dem vorliegenden 2. Hefte übernommen. Die weitaus größte Arbeit, insbesondere auch die Beschaffung der ungezählten, prächtigen Bildbeigaben, lag auf des Verfassers eigenen Schultern. Und so möchten wir ihm wünschen, daß seine Hoffnung Erfüllung werden möchte: dies in jahrelanger Arbeit entstandene Heimatbuch nicht nur in jedem Hause, sondern vor allem auch in der Hand jedes Lehrers zu sehen — als immer bereites Hilfsmittel zur Pflege der Heimatkunde und zur Vertiefung der Heimatliebe. **Fritz Kudnig**

„Die Technik in der Kunst“, von Kunsthistoriker Dr. R. W. Schmidt. (Aus der Reihe „Wunder der Technik“, Verlag von Francksches Technisches Verlag, Dieck & Co., Stuttgart.) 1 Bogen Text und 5 Bogen Illustrationen mit etwa 100 größtenteils ganzseitigen Bildern. Lexikonformat. Preis 65 Mk., in Halbleinen 90 Mk.

Die Sammlung über die Wunder der Technik in Form der Kunstbücher Velhagen & Klasing eröffnet der Kunsthistoriker R. W. Schmidt, der uns an Hand dieses reichbebilderten Buches die Verknüpfung und Verschmelzung von Kunst und Technik zeigt und schildert. Wir brauchen nur an die Erfindungen und Neuerungen aus dem Kriege zu denken, um uns die Bedeutung und die Beziehung zur Kunst und zur weiteren Entwicklung klar zu machen.

Müller-Ahrend

Helmuth von Moltke: „Die beiden Greunde.“ Hans Lohmann, Verlag, Leipzig.

Man geht mit ein wenig Mißtrauen an diese Erzählung heran. Es will einem ebenso unwahrscheinlich wie unnatürlich erscheinen, daß der als „Der große Schweiger“ im Volksmunde lebende Generalfeldmarschall — ein „Erzähler“ gewesen sein soll. Und man schraubt seine Erwartung nicht allzu hoch. Zugleich aber überlegend, daß das Büchlein, wenn schon kein Kunstwerk, so doch auf jeden Fall ein Stück ureigensten Wesens des Erzählers enthalten muß, ein Stück von seinem wahren Menschentum.

Und nun geschieht ein Wunder: man erlebt diesen Menschen Helmuth von Moltke (denn niemand anders ist Herr von Hohm, der eine Held dieser Erzählung) bis in die feinsten Verästelungen seiner vielgestaltigen Seele hinein. Man erlebt nicht nur den schweigenden, harten, kühnen, verbissenen zupackenden Soldaten, man erlebt den gemüts tiefen, gefühls warmen, ja: heißherzigen Menschen. Man erlebt zudem einen feinen Geist, eine Natur, deren Seelenadel aus jedem Worte, aus jedem Gedanken und aus jeder Handlung spricht. Und, nicht zuletzt: man erlebt den Dichter Helmuth von Moltke. Denn den schöpferischen, von innen heraus schaffenden Künstler schaut man in jeder der trefflich gezeichneten, scharf umrissenen Gestalten dieser Erzählung, nicht minder in der mit liebevollen Augen gesehenen und mit fester Hand wiedergegebenen Natur. — Vielleicht wäre diese Erzählung nicht so der Vorzüge voll, wenn sie

nicht — ein Stück von Moltkes innerstem Erleben enthalten würde, tief erlittenes Herzgeleid, Tod einer mit ganzen Herzen umfangenen Jugendliebe. **Fritz Kudnig**

Osteuropa und wir. (Neuwerkbücherei Bd. 2.) Neuwerk-Verlag. Schlüchtern 1921. Preis geb. 10,— Mk.

Eine amüsante Plauderei von Eberhard Sauer „Das rote Sibirien“ leitet das Heftchen ein. Es ist nichts anderes: gut geschrieben, lustig, anregend und unterhaltsam zu lesen. Dennoch bleibt der ganze Aufsatz nur Feuilleton, bleibt eine witzige und gut beobachtete Darstellung von Aeußerlichkeiten, die an einem Problem vorübergeht, ein Ereignis verwässert, das völlig zu Ende zu denken unser Herz, unser durch den Krieg und seinen Ausgang so hart gewordenes Herz zum Weinen und Bluten bringen müßte. Der Bolschewismus in Rußland ist zu gigantisch und furchtbar in seinem bloßen Vorhandensein, um ihn zum Gegenstand zarter Stimmungsbildchen zu machen. In ihm entscheidet sich für alle Zukunft das Schicksal Europas. Hans Ehrenberg hat das in seinem Schlufsaufsatz „Wir und Rußland“ richtig erkannt; nur daß diese Arbeit wiederum sich in so abstrakten, gedankenüberbürdeten Bahnen bewegt, daß sie für eine breitere Menge kaum verständlich sein dürfte. Hier handelt es sich keineswegs um politische Probleme und politische Umstellungen, wie uns der dritte Mitarbeiter Eugen Rosenstock glaubhaft machen möchte, sondern um eine Schicksalsfrage an die Menschheit, und wie wir darauf antworten, wird davon abhängen, ob wir rechtzeitig unsere Blindheit abstreifen werden.

Wolfgang Federau

Eduard Mörike: „Mit Jenny Harzower.“ Mit einem Nachwort von Max Krell. Federzeichnungen von Rolf von Hoerschelmann.

Anja Mendelssohn: **„Gefallen aus 1001 Nacht.“** Dichtungen nach dem arabischen Märchen, mit Buchschmuck von Rosa Prevôt. Jeder Band geb. 18 Mk. 1922. Roland-Verlag, München-Pasing.

Die handlichen Rolandbücher zeigen in dieser kleinen Novelle im Gegensatz zu Mörikes zarter und inniger Art einen dunklen Klang. In knappmysteriöser Form wird uns das Lebensschicksal eines Menschen geschildert, dessen Tiefe und Größe uns bewegt und erschüttert, weil er den Opferweg des Leidens geht.

Die Dichtung der Märchen vom Sultan haben in ihrem neuen Gewande Leidenschaft und Glut zum Mittelpunkt, so daß die Gestalten aus 1001 Nacht im neuen Geiste lebendig werden.

Müller-Ahrend

Ernst Wiechert: „Der Wald.“ Roman. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Bd. 150.) Verlag G. Grote, Berlin 1922. 263 Seiten.

Der Roman ist in der Stoffwahl durchaus modern, aktuell, in der Art der Bearbeitung, der Umbichtung zeislos. Henner Wittich, der

Hauptmann, hat durch den großen Zusammenbruch einen gewaltigen Ruck erfahren, Glauben und Liebe verloren. Arm kehrt er heim ohne in der neuen Zeit sich zurechtfinden zu können. Seinem ererbten Boden aber hat er die Treue bewahrt, seinem Wald, in dem er lebt, seinen alten Ueberlieferungen, die ihm heilig und teuer sind und ihn in weltverlorener Einsamkeit bleiben und der neuen Zeit trogen lassen. Mit einer fast religiösen Ergebenheit hängt er an dem Anker, an dem Wald, dessen Grün und Wesen er beschützt und bis aufs Äußerste zu verteidigen bereit ist. Wenige Menschen sind um ihn, Menschen mit tiefen Seelen, die das schwere, schwüle Aroma des Waldes an sich tragen und, dem Hauptmann gleich, von der neuen Zeit nichts wissen wollen. Diese aber rückt in ihrer Rücksichtslosigkeit bis an den einsamen Wald heran, um ihn in Besitz zu nehmen. Dagegen sträubt sich Henners tiefstes Wesen. Er sieht lieber den Wald in Flammen aufgehen, als daß eine fremde Hand sich daran zu schaffen machen sollte. Er läßt die tote Heimat liegen und zieht hinaus, ein neues Leben zu beginnen. Die Tragik Henners, des eigenwilligen Mannes, der in die Speichen des Zeit- und Weltrades einzugreifen sucht, ist ergreifend geschildert. In ihm prallen zwei Zeiten mit gigantischer Wucht aneinander — zwei Zeiten, die zugleich um den Wald kämpfen. Der Roman ist im Grunde genommen nichts anderes als eine Waldhymne, vielmehr eine zeiterne herauschallende Waldsymphonie. Der Leser muß sich dabei nicht selten mühevoll Schritt um Schritt durch Dickicht und Gesträuch durchkämpfen, muß ein offenes Auge für das Waldeswehen haben, ein offenes empfängliches Herz für das Orgeln von abertausend Baumwipfeln, um sich ganz und gar den Rauschen hinzugeben, die des Waldes Düste über ihn austreuen. Der Roman gehört nicht zur Unterhaltungslektüre — er ist ein Waldbuch von bedeutendem Wert. Der Wald lebt darin mit allen seinen Heimlichkeiten. Ein Dichter hat dies Buch geschaffen.

Hermann Sternbach

Richard Pohle: „Rußland und das Deutsche Reich.“ Kurt Schroeder-Verlag. Bonn und Leipzig 1922. Preis geb. 30,— Mk.

Unter all den unzähligen Büchern und Broschüren, die im Lauf der letzten Monate und Jahre über das Ostproblem erschienen sind, die einerseits an einer aus dem Grauen über das Durchlebte erwachsenen hysteriekranken, andererseits aus mangelnder Sachkenntnis zu Urteilen kommen, welche sich mit den Tatsachen und dem Gegebenen nicht vereinbaren lassen, ragt dieses Büchlein hervor durch seine nüchterne, klare, schlichte Darstellung der Verhältnisse, durch die sachliche Behandlung des Stoffes und die zwingende Logik seiner Schlüsse. Gerade weil sich der Verfasser durchaus nicht zu irgendwelchen trügerischen Hoffnungen versteigt, weil er klar und unbefleucht dem, was sich im Osten abspielt, gegenübersteht, weil er, allen Phantastereien abhold, aus einer tiefen Kenntnis der russischen Psyche heraus kritisch

wertet und wägt, enthält sein Buch tatsächlich die Grundlagen einer Verständigung mit dem Osten, mit welchem wir notgedrungen mindestens für Jahrzehnte hindurch in Glück und Unglück irgendwie verknüpft sein werden. Man kann nicht mehr sagen zum Lobe eines solchen Buches.

Wolfgang Federau

Wilhelm Kosch: „Geschichte der deutschen Literatur von 1815—1918 im Spiegel der nationalen Entwicklung.“ Verlag Pareus & Co., München, Preis ein Heft 25,— Mk.

Auszüge aus diesem Werk sind schon in unserer Zeitschrift lange vor Erscheinen des Buches veröffentlicht worden. In dieser Literaturgeschichte, deren erste Lieferung ein vielversprechender Beginn ist, wird auf wissenschaftlicher Grundlage vom christlich-nationalen Standpunkt aus geurteilt. Ernst Moritz Arndt und Max von Schenkendorf sind uns ernste Mahner für unsere Zeit. Das Heldentum der alten deutschen Burschenschaft wird wach, die politische Sehnsucht der Jugend, die Romantik jener Zeit, der Kosch ein würdiger und verständnisvoller Förderer und Freund ist.

Carl Lange

Ludwig Bäte: „Die Reise nach Göttingen.“ Turm-Verlag, Göttingen.

Eine simple Fabel: Ein Deutsch-Holländer durchreist das Nachkriegsdeutschland. Das Besondere ist, daß er nicht mit den Augen des oberflächlichen Amüsierausländers nur den organischsten Taumel volksentfremdeten Großstädtertums sieht, sondern das Land, das sich in der Stille kraftvoll wieder aufrichtet, das Volk, das nach dem Unglück des Krieges stark und mutvoll sein Haus von neuem aufbauen will. Bekenntnisfreudiges Deutschtum, jeglicher Parteischablone abgewandt, atmet dieses (vom Verlag auch äußerlich gut aufgemachte) Buch. Die feine novellistische Kunst Bätes weiß Brücken zu schlagen zwischen dem Heute und einer Vergangenheit, die in Niedersachsens Erde und Eigenart tief versenkt ist. Die Gassen Osnabrücks, Braunschweigs, Göttingens beleben sich mit den Schatten ihrer wahrhaftesten Männer, von Ludwig Bäte zum Greifen nahe beschworen. In das traumbunte Gewebe, das auf klarem Grunde die Gestalten eines Voß, Bürger, Brotermann, Möser zeigt, verflucht sich der Faden der äußeren Handlung; dem Erzähler Bäte nimmt der Iyrische Stimmungsmaler die Feder aus der Hand. Das Motiv, das in Bätes „Ewigem Vaterland“ zart angeschlagen wird, wird hier in der „Reise nach Göttingen“ bewußter weitergesponnen. Die Idee von des deutschen Menschen Sendung wächst zum unerschütterlichen Glauben, zum ethischen Postulat. Ludwig Bätes neues Profauch ist ein starkes und freudiges Bekenntnis zu deutscher Art und deutschem Wesen.

Kurt Siemers

V. Bubnoff: „Russisches Lesebuch.“ Julius Groos-Verlag, Heidelberg 1922.

Dies nach der Methode Gaspen-Otto-Sauer bearbeitete russische Lesebuch ermöglicht durch eine überaus sorgfältige Auswahl und Zusammenstellung der Lesestücke nicht nur ein all-

mähliches Eindringen in die russische Sprache als solche, sondern auch ein Einfühlen in den Geist und die Besonderheit der russischen Schriftsteller und Dichter, deren bedeutendste, wie Gogol, Puschkine, Dostojewski, Kolzow, Tolsstoi und viele andere, alle durch eine größere Anzahl von Prosa- und Versdichtungen vertreten sind. Ausgezeichnet war der Gedanke, den umfangreicheren Dichtungen in gebundener Rede, die den Beschluß des Werkes bilden, freie und teilweise ganz vorzügliche Uebersetzungen an die Seite zu stellen, welche dem Benutzer des Buches einen Gesamteindruck von der Schönheit dieser Verse vermitteln, der unter dem Einfluß der mühsamen Uebersetzungsarbeit andernfalls naturgemäß — zumal anfänglich — erheblich leiden würde. Wolfgang Federau

A. Hauschner: „Nachtgespräche.“ Verlag Paul List, Leipzig.

Vielleicht zwanzig kurze Erzählungen sind hier — wie es uns Boccaccio mit seinem Dekameron vor Jahrhunderten bereits vorge-macht hat — durch eine Rahmenerzählung flüchtig verbunden. Diese Bindung ist das Neben-sächliche. Sie hätte, ohne nennenswerte Beein-trächtigung des Buches, auch weggallen können. Die Geschichten selbst sind größtenteils so gut erzählt, zeugen von einer so klaren Beobach-tungsgabe, daß man sich beinahe darüber wun-dert, sie von einer Frau geschrieben zu wissen. Die Skizzen „Panik“ und „Die Dampfpfeife“ könnte Roda Roda geschrieben haben, er hätte es vielleicht etwas witziger, satirischer gemacht, uns dort zum Lachen gebracht, wo man hier eher weinen möchte. Besser gemacht hätte er es nicht. Zwei andere Erzählungen „Vision“ und „Herbst“ hätte ein Mann überhaupt nicht schreiben können, vor allem die erstere nicht, welche tiefstes Erleben einer Frauenseele künst-lerisch auswertet. Die einzelnen Skizzen sind nicht gleichwertig — wie könnten sie es sein? doch im Durchschnitt gut, so daß man das Buch gerne empfehlen darf.

Wolfgang Federau

H. Preller: „Weltgeschichtliche Entwickelungslinien vom 19.—20. Jahrhundert in Kultur und Politik.“ (Bd. 734 der Sammlung Aus Natur- und Geisteswelt.) Teubner, 1922.

W. Erbt: „Das deutsche Rätsel. Eine Lösung.“ Deltaverlag, 1922.

S. L. Crone: „Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit.“ Verlag Beck, München, 1922.

Preller bietet einen wohl gelungenen Versuch, auf 115 Seiten eine Synopse des geschichtlichen Prozesses in univerbaltstörischem Sinne zu geben.

Erbt, mir bisher bekannt durch eine ausgezeichnete, quellenmäßig gearbeitete Kirchengeschichte und andere Religionsbücher, zuletzt auch (1920) durch eine originelle Pädagogik, in der er die Lebenswerte unseres Volkes und ihre Verwirklichung an der deutschen Jugend höchst lebendig behandelt, tritt mir hier zum ersten Male als Dichter entgegen. Seine Dichtung ist aus der Seelennot unseres Volkes er-

wachsen; sie spendet in einer Reihe von kunstvollen geschichtlichen Erzählungen Labung zur Gesundung der kranken Volksseele und stärkt die Hoffnung zu leben, den Mut zu arbeiten und nicht zu verzweifeln. Ein gesunder, herz-erfrischender Trunk, geschöpft aus dem Helden-tum deutscher Führer! Der Volkskrieger tritt auch in diesem Werke hervor, ist er doch in tiefstem Sinne der Anwalt der besseren Natur unseres deutschen Volkes, der das Volk das mit vollem Bewußtsein zu tun lehrt, wozu es ohnehin das Beste, Tiefste und Eigenste in ihm instinktiv treibt.

Die Schwierigkeit einer pragmatischen Ge-schichtserkenntnis wächst für den Laien, wenn sich zum Grundlag der inhaltlichen Universalität noch der der geographischen gesellt. Daher ist es für ihn wertvoll, wenn aus der unent-wirrbaren Fülle des Erdschehens eine Einheit wie das Abendland herausgeholt und als Or-ganismus dargestellt wird. Das Abendland, von dessen Schicksal seit Spengler so viel gesprochen wird, wie hier von Crone, der wie Graf Hork von Wartenburg Soldat und nicht zünftiger Gelehrter ist, als weltgeschichtliche Einheit so behandelt, daß die Einzelfatsachen als Ausdruck typischer Kräfte, Strebungen und Ansprüche ver-ständlich werden und sich zu einem Bilde ge-waltiger Kraftauswirkungen runden. Ich hoffe, daß diese Lebensgeschichte des Abendlandes, die eine Beachtung wie Horks „Weltgeschichte in Umrissen“ verdient, von vielen zur Ergänzung der Spenglerischen Todesgeschichte des Abendlandes gelesen werden wird, enthält sie doch am Schluß das hohe Zukunftsziel: „Will das deutsche Volk sich selbst erhalten, so kann es dies nur, indem es die aus seiner Geschichte sich ergebende Aufgabe ergreift, der Kristalli-sationspunkt für den Zusammenschluß der abend-ländischen Völker zu werden und die weltge-schichtliche Einheit des Abendlandes zu voll-enden durch seine weltpolitische Einheit. Das deutsche Volk kann dieser Aufgabe nur gerecht werden, getragen von der Idee, die die politische Quintessenz der abendländischen Entwicklung ausmacht: von dem nationalen Gedanken.“ Str.

Bühnenführer des Verlags Franz Schneider.

Schneiders Bühnenführer geben eine Ueber-sicht über Leben und Schaffen der Dramatiker, Einführung in ihre Werke, den Inhalt und Angaben, die dem leichteren Verständnis dienen. Wenn Gerhart Hauptmann von Julius Bah, Tolsstoi, Gorki, Tschadow von Friedrich Dösel, Lauckner und von Unruh von Fritz Engel be-handelt werden, so bieten die Namen der Ver-fasser schon die Gewähr, daß wir es mit ernst-haften, literarisch wertvollen Büchern zu tun haben. Ein großer Vorzug ist auch das hand-lische Format als Nachschlaggerwerk. Aus den an-gegebenen Führern geht hervor, daß unsere bedeutendsten Dramatiker aus dem Osten mit in den Kreis einbezogen sind. Der Balte Frank Thiess führt uns in die Werke des Nikolaus Gogol, Rußlands großen Satiriker, ein, Hans Tefmer bringt uns Björnson und Carl Haupt-

mann nahe. Es fehlt bei den noch immer ergänzten Führern kaum einer unserer führenden älteren und jüngeren Dramatiker.

Wir danken neben der vortrefflichen Reihe unserer Märchenbücher dem Franz Schneider Verlag (Berlin SW. 11, Leipzig-R., Wien I und Bern) diese wichtigen Wegweiser für die Theaterbesucher. Hier ist in unserer unruh-vollen Zeit ein gutes Mittel geschaffen, um das Werk des Dichters in seiner Bedeutung für die Weltliteratur richtig zu würdigen. Wertvoller Inhalt, gute Ausstattung und sorgfältige Auswahl sind die Kennzeichen des Verlags.

Müller-Ahrend

Heinrich Minden: „In Erwartung des Tages.“ Verlag: Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, Winnenden bei Stuttgart.

In kurzen Skizzen, flüchtigen Augenblicksbildern zieht hier das Leben und Treiben des europäischen Rußland der Vorkriegszeit an unserm geistigen Auge vorüber, jenes aus orientalischer und westlicher Kultur seltsam gemischten Rußland, dessen schwermütig-süßen Zauber vielleicht nur jener voll ermessen kann, der nicht nur Wochen, sondern Monate und Jahre unter den Russen verlebt hat. Jenes Rußland ist nicht mehr, und aus den fein empfundenen Skizzen des Verfassers klingt es uns traurig entgegen, das Totengeläut eines ganzen Volkes, das Grableid einer Zeit, die so, in ihrer Großartigkeit, in ihrer Pracht, ihrem Ueberrmut und in ihrer Eigenart nie mehr wiederkehren kann. Sollte Rußland noch je einmal wieder austauschen aus dem Grauen dieser Jahre, so werden es nicht mehr die alten Gesichter sein, die dem Fremden entgegenblicken. Wer für das Furchtbare, das im Osten vor sich geht, Interesse hat, wird in diesem schmalen, schön geschmückten Büchlein mancherlei Aufschluß über die Seele des russischen Volkes finden.

Wolfgang Federau

Felix Moeschlin: „Der glückliche Sommer.“ Verlag Grethlein & Co., Leipzig und Zürich. 307 Seiten.

Ein Sommerbuch. Ein Liebesbuch. — In beiden Menschen brennen Feuer der Liebe, hier beim Manne sind es die lodernen Flammen des Allwollens und Allbesitzens, dort bei ihr die stille Glut eines liebenden Weibes, dessen Besitz erliefert werden will. Aber beide Feuer sind gleich intensiv, gleich verlangend, gleich verzehrend. Von einer Opfersucht, die in jedem Dulden ein Geschenk erblickt, wenn es nur den Andern gilt. Es ist nicht der Most junger Liebe mehr, was in den Adern des Florian Kling rumort, es ist schon Wein geworden; aber er ist noch frisch, spritzig, perlend, noch in der Gärung. Er jauchzt seiner Lore Nußbaumer zu mit dem Ungestüm eines ersten Besitzwollens, dem aber noch die lebensreife Erfahrung fehlt. Eine Goethesche Klärchen-atmosphäre ist um ihn gehängt, die erst gelichtet werden muß, ehe Daseinsrecht sich klar und in scharfem Profil zeigt. Sie, die stille, brave Kunstgewerblerin, aufs Praktische ge-

stellt, schon durch die Lehre der Erfahrungen gewöhnt; die zur ernstesten Liebesfreude erziehen will, wo im Hintergrunde aber doch noch die Jugend schalkhaft winkt und Tribut verlangt. Sie weiß sein forderndes Drängen ab, daß er seelisch zerklüftet in die schwedischen Berge flieht, um im leisen Atem der Natur zu vergessen, wo er es doch ebenso wenig vermag wie sie, die es in ihrer kleinen Berliner Arbeitsstube nimmer hält. Sie reißt ihm nach. Und in diesen langen, glücklichen Wochen sich schließender Gemeinschaft reißt Verliebtsein zu Liebe. Zwei Kinder spielen sie hier auf nordischer Alm das Spiel junger Lebens- und Liebesfreude. Ein Hauch von Peter Hansens „Maria“ weht herüber. Und auch wieder ein bedachtes, innig gebühtes Genießen in einem Bergesfrieden, dessen Naturreichtum diesem Liebespaare seine tiefsten und schönsten Schätze öffnet. —

Ein glücklicher Sommer ist es, der diese beiden Menschen sich trennen läßt, um sie glücklicher zusammenzuführen, um sie in lauschender Zweifamkeit das Empfindsame zügeln lehrt vom weise Gedanklichen, sie die Prüfung bestehen läßt für gemeinsame Fahrt durch ernste und lange Zukunft.

Neben der feinen Beobachtungsgabe, mit welcher der Verfasser hier wissenden Geistes über die Seelen dieses Jungmenschenpaares gleitet und ihren zarten Schwingungen feinste Reflexe gibt, sind es die abgetönten Milieuschilderungen, die phantasiervolle Belebung des starr Bildhaften in der Natur, die den Könner durchsichtiger Erzählungskunst verraten und den handlungsarmen Stoff dieses Buches mit leuchtenden Folien schmücken. Wo aber der Weg, den Moeschlin schreitet, noch in Nebeln liegt, wo Erfundenes mit Natürlichem ringt, ist doch schon die Persönlichkeit und ihr Profil erkennbar; und das erhöht uns den Genuß an diesem freundlich ausgestatteten Roman. Er ist ein Gewinn. Stiz Omankowski

„Vom heute gewesenen Tage.“ (Die schönsten Mörike-Briefe.) Verlag C. H. Beck, München.

Mörike zählte zu den wenig reisenden Menschen. So nimmt es nicht wunder, daß er die Beziehungen mannigfaltiger Art, die ihn mit den verschiedensten Menschen verbanden, durch einen regen Briefwechsel aufrecht erhielt. Und der Dichter war ein Briefschreiber höchster Vollendung. Seine Briefe stehen als Kunstwerke ebenbürtig neben seiner Enriik. Walther Eggert-Winbegg hat die bedeutungsvollsten Briefe Mörikes nun lebensgeschichtlich geordnet und biographisch miteinander verbunden. So ist eine doppelt bedeutsame Gabe entstanden: Einmal eine musterhafte Auswahl der Briefe, dann aber auch eine Lebensgeschichte des Dichters von einer Frische und Unmittelbarkeit, die selbst die beste Biographie niemals erreichen kann. Der bekannte Münchner Verlag hat dem bedeutsamen Buche ein sehr geschmackvolles Gewand gegeben, so daß ein innerlich und äußerlich gleich erfreuliches Buch vorliegt. Hans Gäßgen

Rudolf Schäfer: „Japanische Lieder“. Vertonungen. Zu beziehen durch Bestellung unter Anschrift R. Schäfer, Jena, Volkshochschule. Bisher erschienen Heft I u. III. Preis 10 Mk. für das Heft.

Durch ein in der Zeitschrift „Deutscher Pfeiler“ (Heft 3, 1922, Verlag Friedr. Andreas Perthes, Gotha) abgedrucktes Lied wurde ich auf diese eigenartigen melodischen und klangvollen Lieder aufmerksam gemacht. Die Texte der Lieder sind dem Hefte „Japanische Novellen und Gedichte“, übersetzt von Paul Enderling (Reclams Universalbibl. Nr. 4747), entnommen. In ihrer Gesamtheit haben mich nun diese japanisch-lyrischen Träumereien nicht enttäuscht. Und ganz besonders war es wiederum das wundervolle, durch die befehlte, fein modulierte Musik gehobene Lied „Bald ist die Stunde der Heimkehr“ von Abeno Rahamaro, das einen unlagbaren Zauber ausübte. Ebenso sind auch die übrigen Lieder voll eigentümlichen, in die Seele sich einfindenden Wohlklangs, voll Melancholie und doch fast heroischen Hochgefühls. Ich möchte diese aparten lyrischen Gefänge jedem empfehlen, der eine ganz von Seele zu Seele sich träumerisch, sich fehrnachtsvoll hingebende Musik liebt.

Dr. Hans Benzmann
Walter Lenk: „Das Konzert“. Gedichte. Verlag Seldwyla, Bern. 36 S.

Es stehen in dem Büchlein wenig mehr denn zwanzig Gedichte, ein befriedigendes Repertoire, ein wirklich anregendes Konzert. Es sind fast durchwegs eigene Stücke, die eine Persönlichkeit ahnen und einen Dichter erkennen lassen, dem es um seine Kunst ernst ist. Dichten ist ihm: Gerichtet halten über sich selbst, wenn er sagt: Schmerzlicher Schauer, selber sich zu sehen allein geworfen auf die enge Bahn.

Ein vielversprechendes Büchlein.

Hermann Sternbach
Fritz Tögel: „Sonnenwärts“. Gedichte. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig 1921. 84 Seiten.

Tögel ist kein Neutöner. Er singt alte, bekannte Weisen, die selten nur über das Konventionelle hinauskommen. Hier und da. Ein Optimismus eignet ihm, um den er mächtig zu beneiden ist. Doch klingt er bisweilen gar zu papieren, um sich auch anderen mitzuteilen, um — wie der Merktettel des Verlags besagt — bereichern und befreien zu können. Er ist im Ausdruck noch zu schwach, um dies zu vermögen. Es mußtiert ja auch in diesen Strophen, aber bei Gott! es ist keine neue Musik. Auch alte Musik hört sich gerne, das läßt sich nicht leugnen. Sie erinnert uns an schon ein oder mehrere Mal Gehörtes. Auch das kann lieb sein, zuweilen umso lieber, wenn ein neuer Klang mitschwingt, ein neuer Zug, ein bisher nicht bemerkter Griff, kurz — ein Persönliches sich einstellt. Das fehlt eben diesen Gedichten. Tögel hat ohne Zweifel ein fühlendes, tief empfindendes Herz — es fehlt ihm aber noch die Kraft, dem Empfindenen eine persönliche Note aufzudrücken — bekannte Motive neu zu-

STILKES RECHTSBIBLIOTHEK

Die Gesetze des neuen Deutschen Reichs und der deutschen Länder mit systematischen Erläuterungen

Nr. 1. Die Verfassung des Deutschen Reichs

Mit ausführlichem Kommentar, Einleitung und Sachregister
von Dr. Gerhard Anschütz,
Geh. Justizrat und ord. Prof. an der Universität Heidelberg

Nr. 2. Lichtspielgesetz vom 12. März 1920

nebst den ergänzenden reichsrechtlichen und landesrechtlichen Bestimmungen, ausführlich erläutert von Dr. Albert Hellwig,
Amtsgerichtsrat in Frankfurt a. O.

Nr. 3. Auslandschäden

Die Richtlinien für die Gewährung von Vorschüssen, Beihilfen und Unterstützungen für Schäden Deutscher im Ausland aus Anlaß des Krieges vom 15. November 1919
erläutert von Dr. Paul Königsherg, Kammergerichtsrat,
bish. Leiter d. Rechtsabteilung u. Reichskommissar für Auslandschäden, und Franz Henrykowsky, Landgerichtsrat,
Vorsitzender einer Spruchkommission für Auslandschäden

Nr. 5. Gesetz zur Entlastung der Gerichte

vom 11. März 1921
nebst der amtlichen Begründung u. den für Preussen ergangenen Ausführungsbestimmungen, erläutert von Dr. Fritz Lorenz,
Landgerichtsrat im Pr. Justizministerium.

Nr. 6. Das Reichsvorsorgungsgesetz

vom 12. Mai 1920 (R.G.Bl. S. 989) nebst den dazu gehörigen Gesetzesbestimmungen und Erlassen, erläutert und mit Anmerkungen versehen von Brems, Ministerialrat im Preuss. Justizministerium.

Nr. 7. Die Verfassung des Freistaates Preußen

vom 30. November 1920
mit Erläuterungen u. Sachregister von Dr. Ludwig Waldecker
o. ö. Professor des öffentl. Rechts in Königsberg.

Nr. 8. Wehrgesetz

vom 23. März 1921 in der Fassung des Gesetzes zur Abänderung des Wehrgesetzes vom 18. Juni 1921. Mit Einleitung und Erläuterungen von Paul Semler, Geheimem Kriegsrat und Ministerialrat im Reichswehrministerium.

Nr. 9. Urheberrecht und Urhebervertragsrecht

Ein Kommentar zu den Gesetzen über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und der revidierten Berner Übereinkunft nebst Bestimmungen des Friedensvertrages von
Dr. Wenzel Goldbaum, Rechtsanwalt und Notar zu Berlin

Nr. 10. Mietsnotrecht, Reichsmietengesetz

nebst der preuß. Ausführungsverordnung v. 12. Juni 1922
Gross-Berliner Wohnungsnotrecht
Mit Einleitung u. Kommentar v. Erwin Volkmar, Amtsgerichtsrat,
Geh. Justizrat, stellv. Vorsitzender d. Mietnichtigungsamt Berlin 12 (Siegltitz) und Dr. Erich Schubart, Amtsgerichtsrat in Berlin.

Nr. 11. Das Waldrecht der Auflösungsgesetze

insbesondere Schutzforst, Waldgut und Waldstiftung unter Abdruck der gesetzlichen Bestimmungen und der Allgemeinen Verfügungen des Justizministers sowie unter Berücksichtigung des amtlichen Materials und der Rechtsprechung des Landesamtes für Familiengüter, dargestellt von Brems, Ministerialrat im Preussischen Justizministerium, Stellvertretender Präsident des Landesamtes für Familiengüter.

Nr. 12. Das Reichsmietengesetz

mit Einschluß der Preussischen Ausführungsverordnung in systematischer Darstellung und kritisch erläutert von
Dr. Jur. Walter Georgi und Dr. Jur. Otto Grots.

Nr. 14. Devisenordnung vom 12. Oktober 1922 und Devisengesetz vom 2. Februar 1922

nebst Ausführungsbestimmungen vom 18. Februar 1922 und 27. Oktober 1922.
Textausgabe mit Kommentar von Dr. Wenzel Goldbaum.

Berlin NW. 7 * Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung

Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher

Nr. 11

Das Problem Graf Keyserling

Wider den Geist der Weltüberlegenheit

von

Felix Emmel

Preis-Grundzahl 1,50 M. Schlüsselz. d. B.B.

Felix Emmel gibt hier die erste wesentliche Kritik am Werke des Darmstädter Philosophen. Er stellt zunächst Keyserlings zentrale Gedanken in Kürze dar, wodurch die Schrift allen denen willkommen sein dürfte, die sich Keyserlings sehr teure Schriften selbst nicht mehr anzuschaffen vermögen. Anknüpfend an den Begriff der „Sinneserfassung“ sucht Verfasser Keyserling aus dem Geiste der deutschen Mystik zu überwinden.

Nr. 12

Zurück zur Goldmark

von

Karl Rintelen,
Oberregierungsrat

Preis-Grundzahl 0,80 M. Schlüsselz. d. B.B.

Die geistvollen Aufsätze beweisen, daß unsereährungsnot zu beseitigen ist, ohne daß wir auf Gnadenakte unserer angeblichen Besieger zu warten brauchen. Es werden Wege und Ziele gezeigt und dargelegt, daß die verblüffend einfachen Lösungsvorschläge zwar neu erdacht, aber in Wirklichkeit seit Jahrhunderten alt sind und die Autorität des Freiherrn vom Stein für sich haben. Es scheint danach, als ob die beim Übergang zur Papierwährung begangenen Fehler auf Unkenntnis dieser alten Vorschläge zurückzuführen seien, die bekanntzumachen das besondere Verdienst des Verfassers ist.

Georg Stille / Berlin NW. 1

denken, statt nachzudenken. Seine Gedichte sind in Form, Rhythmus und Reim tadellos und gleichen eben dadurch einer Reihe von hellen aber lauen Tagen, jenen Tagen, die zwar dazu dienen, Jahre abzurunden, der Seele aber kein Datum bedeuten. Die einströmigen, spruchartigen Gedichte sind die besten. Manch guter und schöner Gedanke findet in ihnen eine eigenartige Prägung, und der Spruch scheint mir jüst das Gebiet zu sein, auf dem Tögel Bedeutenderes leisten könnte, als es in diesem Gedichtband geschehen. Tögel ist ein Ringender erst. „Sonnenwärts“ mahnt uns der Titel; wir richten den Blick hinauf (ein Schelm, wem die Sonne nicht lieb!), aber unsere Augen halten diese Sonne aus. Sie blendet nicht. Eine Sonne wie hunderttausend andere Sonnen. Vielleicht wird sie einmal auch seelische Gluten ausstrahlen. Hermann Sternbach

Heim und Kunst. Ein Bild an der Wand, das uns in das Zimmer eine Welt der Schönheit und der Farben hineinzaubert, das, sei es eine deutsche Landschaft, einen malerischen Winkel einer alten deutschen Stadt, ein Stück Pflanzen- oder Tierwelt, Deutschlands Lieder und Sagen, die Stätte seiner Arbeit, wiedergibt, — wir haben es nötig, so gut wie das tägliche Brot. Dem aber, der kopfschüttelnd einwendet, daß man neben dem heute auch so teuren täglichen Brot nichts mehr für die Dinge, die das Leben freundlich schmücken, erübrigen könne, sei zum Troste gesagt, daß auch jetzt noch ein solches Bild — man denke an die bekannten Künstlerzeichnungen (Original- und Lithographien) des Verlanges B. G. Teubner, Leipzig — immer noch erschwinglich ist, ein Geschenk, das man auch einem sehr bescheidenen Geldbeutel zumuten darf. Gerade für die bevorstehende Weihnachtszeit wird ein Hinweis hierauf für Gaben und Wünsche vielen willkommen sein, denn die Bilder kosten je nach Format zurzeit nur Mk. 80.—, Mk. 200.—, Mk. 320.— usw. bis Mk. 800.—. Künstler wie Volkmann (Wogendes Kornfeld, Herbst in der Eifel usw.), Biele (Hünengrab, Scheidender Tag usw.), W. Georgi (Pflügender Bauer, Postkutsche), Liebermann (Im Park), haben sich in den Dienst dieser wirklichen Volkskunst gestellt. Auch geschmackvolle, ihre Wirkung vorteilhaft hebende Rahmen aus verschiedenem Material — gediegene schlichte Holz-, vornehme Gold- und Silberleisten, edlig oder oval — sind aus B. G. Teubners eigenen Werkstätten zu beziehen. Für Freunde der Schattenrißkunst sei auf die im gleichen Verlage erschienenen Schattenbilder Meister Diesenbachs „Göttliche Zugend“, „Per aspera ad astra“, „Kindermusik“, sowie auf Gerda Luise Schmidts Biedermeier motive hingewiesen.

**Atelier für
Kunstgeigenbau** gegr.
1875



Willy Trossert Danzig
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG- Zigaretten



Der Untergang der Luna

Kosmologischer Roman von
Karl-August von Laffert
Preis brosch. Grdz. Mf. 3.—, geb. Grdz. Mf. 4.—

Der vortreffliche Schilderer außergewöhnlicher Zustände, Karl-August von Laffert, hat in seinem neuesten Buche, das er den Untergang der Luna nennt, ein Wagnis unternommen. Fest auf den Tatsachen der Wirklichkeit stehend, schildert er ein Geschehen, dessen Einzelheiten die kühnsten Gedankenflüge eines Jules Verne in den Schatten stellen, in den Schatten stellen müssen, denn von Laffert läßt uns Wirklichkeit sehen. Der Dichter stellt hier ein überraschend farbenprächtiges Gemälde vor uns hin, auf dessen kosmischen Hintergrund sich das reizvolle Theater einer überzüchteten Kultur abspielt, die an ihrer Unnatürlichkeit flürend zerbricht.

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Dorotheen-Straße 66/67

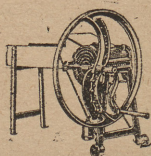
"Selikan"-Fuschen

GÜNTHER WAGNER, HANNOVER-WIEN

Land-Maschinen

aller Art

48



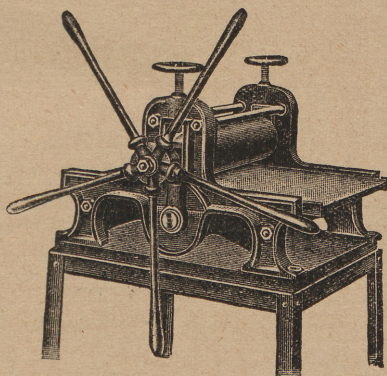
Muscate, Betcke
& Co. A.-G.

Danzig, Berlin - Charlotten-
burg, Königsberg (Pr.), Dirschau, Marienburg
(Wpr.), Flatow (Wpr.), Hamburg, Grimmen (Pom.),
Anklam (Pom.), Schwiebus, Breslau, Grünberg (Schl.)

Künstler-Druckpresse „Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



Leopold Hess
Berlin W.35, Genthiner Str. 29

Ankauf

Antiquitäten

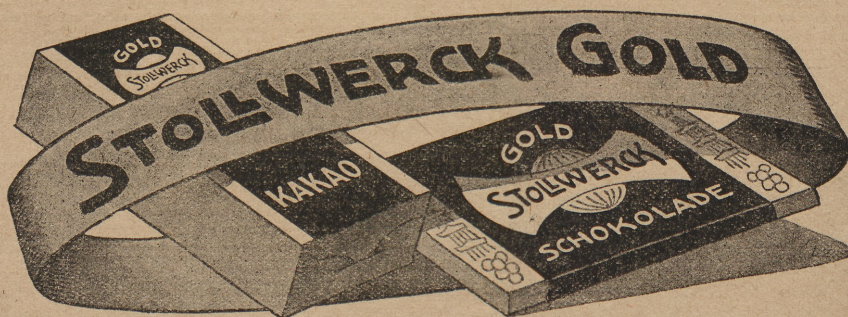
Verkauf

Komplette Zimmereinrichtungen
Uebnahme ganzer
Wohnungsausstattungen

Ausstellungssäle nur

11 Jopengasse 11

PAUL GEYER.



KASINO ZOPPOT FREISTAAT DANZIG

**DAS
GANZE JAHR
GEÖFFNET**

**BACCARA
ROULETTE**

**TRENTE-ET-
QUARANTE**
in Vorbereitung

*Man verlange die Kasino-Broschüre u.-Zeitung.
Vertr. Büros in allen Grosstädten d. In- u. Auslandes.*

Preußisch-Süddeutsche 247. Klassen-Lotterie

Zur I. Klasse,
Ziehung 9. und 10. Januar 1923
empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
75.—	150.—	300.—	600.—	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer

Berlin W8, Unter den Linden 14. Postscheck Berlin 3 11 10



Urwüchsigen Humor und köstliche Satire

finden Sie in den Werken von Muffi Muffi.

Glänzende Presseurteile.

1. „Gränzchen“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten mit 110 Bildern) Geschenkband nur Mf. 55.—, fein brosch. nur Mf. 45.—.
2. „Patentitis Bürokratitits“, ebenfalls illustr. (behandelt Gründungsschwindel und die Zwangsbewirtschaftung der Kohle), Geschenkband nur Mf. 35.—, fein brosch. nur Mf. 28.—.

In jeder guten Handlung vorrätig.

Verlag S. Görres, Essen, Eleonorastraße.
Postkonto 3752, Essen.

Sammelfonds

für Bezieher der Ostdeutschen Monatshefte in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u.s.w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Ostwa.

Kattowitzer Zeitung

Oberschlesisches Handelsblatt

54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der

Politik u. Wirtschaft

Zuverlässige Berichterstattung

Führendes Blatt für

Handel und Industrie

Verbreitetste u. angesehenste Tageszeitung
im polnischen Industriegebiet

Erfolgreichstes Insertionsorgan

Probenummer auf Wunsch unberechnet

Soeben erschien:

**Das Buch vom wirkenden Menschen und
schaffenden Künstler**

**Mit
Gerhart Hauptmann**

Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreis

Herausgegeben von

Walter Heynen

Mit Beiträgen von Hermann Bahr, Howard Church, Max Fleischer, Moritz Heimann, Georg Hirschfeld, Heinz Lux, Meo, Hermann Stehr, Bruno Wille. Dem Werke sind sechs völlig unbekannte Abbildungen beigegeben, die Hauptmann von der Jenaer Zeit bis zu seinem 60. Lebensjahre unter der

Auffassung seines Sohnes Ivo und Emil Orliks begleiten.

Preis gebunden Grundzahl Mk. 6,—. Schlüsselzahl d. B.V.

□□□□□□□□

Das Jubiläums-Jahr 1922 hat dem Werk Gerhart Hauptmanns erneut eine fruchtbare und vertiefte Beachtung geschenkt — nicht so seinem Leben, soweit es Voraussetzung für das Schaffen des Dichters ist. Hier nun wird das von Walter Heynen herausgegebene Buch, das sich aus Erinnerungen und Bekenntnissen von Freunden des Dichters aufbaut, eine fühlbare Lücke schliessen. Wenn es galt, der Bedeutung des richtigen Zeitpunktes zu entsprechen, an dem sich die Tore zur Vergangenheit gleichzeitig öffnen und schliessen mussten, so war zunächst festzustellen, in welcher Tonstärke genauere Kenntnis Gerhart Hauptmanns am Erleben unserer Zeit nachklang. Führende Dichter und Künstler haben sich der Notwendigkeit einer solchen geistigen Einstellung und Sammlung nicht verschlossen, und so ist aus dem geplanten Erinnerungsband

ein Bekenntnisbuch im höchsten und letzten
Sinne geworden.

Ausführliche Prospekte auch über die Ganz- und Halbleder-Ausgabe stehen zur Verfügung.

Berlin NW. 7
Dorotheenstrasse 66/67

Georg Stilke
Verlagsbuchhandlung

Flemmings Bücher für jung und alt

Herausgegeben von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Große Reihe:

Asmusen, Einer, der es schwer hatte. · Illustr. v. W. Krain
Diers, Das Herz im Holze. · Illustriert von J. Hegenbarth
Ernst, Lange Rube und Genossen
 Illustriert von A. Pesson
Ferdinands, Der Sieg des Heim Hammerschlag
 Illustriert von S. Schefler
Schüking, Eines Kriegsknechts Abenteuer
 Mit Holzschnitten von S. Silber, Zürich
Siebe, Herrn de Charreards deutsche Kinder
 Illustriert von W. Repsold
Wichert, Der zerbrochene Ring. · Illustriert v. M. Präfel

Jeder Band gebunden M. 2.40 Grundpreis
 zu multiplizieren mit der jeweils vom Börsenverein der deutschen
 Buchhändler festgesetzten Schlüsselzahl

Kleine Reihe:

v. Nolo, Luise im Ofen. · Illustriert von G. v. Schmidt
Asmusen, Sein letztes Glüd
 Illustriert von W. Krain
Haase, Die Helden von Mala
 Illustriert von S. Schefler
Niehl, Die Werke der Barmherzigkeit, Das Spiel-
mannsind. · Illustriert von C. Sabau
Ferdinands, Die Höhlenbären
 Illustriert von W. Repsold
Th. Mügge, Der Retter. · Illustriert von F. Marlau

Jeder Band kartoniert M. 0.55 Grundpreis
 zu multiplizieren mit der jeweils vom Börsenverein der deutschen
 Buchhändler festgesetzten Schlüsselzahl

Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit

Herausgegeben von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Schubert von Jos. Lug | **Frör. vom Stein** von Tim Klein | **Klöden, Jugenderinnerungen**
Sturm von Gertrud Sturm | **Siemens, Lebenserinnerungen**

Jeder Band M. 1.75 Grundpreis, zu multiplizieren mit der jeweils vom Börsenverein der deutschen Buchhändler festgesetzten Schlüsselzahl
 Ferner erschienen:

Flemmings Dreibogenbücher und Flemmings Saatbücher

Herausgegeben von Carl Ferdinands

Zu haben in jeder guten Buchhandlung
 Wir bitten, unser ausführliches Verzeichnis verlangen zu wollen

Carl Flemming und C. L. Wiskott M. G. · Berlin W. 50

Der Deutsche Meister-Berlag

München, Residenzstraße 10/L, hat es sich zum Ziel gesetzt, Werke unserer unumstrittenen Dichter der Vergangenheit in würdig schönen Ausgaben zu erschwinglichen Preisen herauszubringen. Wer gegen einen geringen Jahresbeitrag Mitglied des Deutschen Meister-Bundes München, Residenzstr. 10, wird, ist nicht verpflichtet, wohl aber berechtigt, die Bücher der Deutschen Meister zu einem Vorzugspreise zu beziehen, erhält außerdem die Monatschrift „Die Meister“ unberechnet. „Jede Nummer dieser Zeitschrift ist mehr wert, als der dickste Roman des Tages.“ „Professor Hofmiller in M. N. N.“ Bis jetzt sind folgende Werke erschienen: A-Halbheinen, B-Halbleder

	A	B		A	B		A	B
Abraham a. S. Clara,	5.—	8.—	Hebbel, Tagebücher	5.60	8.80	Pöchl, Puppenspiele	10.20	15.—
Änchenproffsen u. a.	5.—	8.—	Hessmann, Brambilla . . .	4.50	7.20	— 12 Redneragen	18.—	—
Angenruber, Schandfisch	6.—	9.20	Immermann, Oberhof . . .	8.20	11.40	Reuter, Franzensbühl	5.60	8.80
— Sternkopferhanns	2.70	5.50	Keller, Gr. Heinrich, 2 Bde.	15.30	24.—	Rüder, Liebesfrühling	3.40	6.60
— Sternsteinhof	5.50	8.70	— Selbwyla, 2 Bde. . . .	11.70	19.—	Sachs, Fastnachtspiele, III.	3.50	6.80
Arnim, Tolle Invalide . . .	2.80	5.60	— Züricher Novellen . . .	7.—	10.50	Schäffel, Offehard	9.20	12.80
Brenlano, Märchen	4.—	6.70	— Einmiedel	5.70	9.30	Schäffel, Postl, Prarie . . .	5.30	8.50
Büdnano, Dantons Tod . . .	3.50	6.30	— Galander	6.—	9.60	Stifter, Hochwald	3.—	6.—
Bürger, Münchhausen . . .	2.70	5.50	— Gedichte, 2 Bde. . . .	11.40	18.60	Sturm, Gedichte	4.50	7.50
Droste-Hülshoff, Judenbude .	2.20	4.60	— 7 Legenden, III. . . .	4.70	8.30	— Immenfise u. a. . . .	3.70	6.70
Eichendorff, Taugenichts . .	2.70	5.50	Kleist, Kothhaas	4.40	7.40	— Schimmelreiter	3.—	6.—
Gerstäder, Regulatoren . . .	8.50	13.—	— Krug	2.80	5.60	Schötte, Humoresken	3.80	7.—
Goethe, Götz	3.80	7.—	Knaben Bunderhorn	5.—	8.—	Gottfried Keller, Ges. Werke	59.—	95.—
— Tasso	3.70	6.80	Meinholt, Bernsteinsbege . .	4.70	8.—	10 Bde. . . .	—	—
Haus, Lichtenstein	7.50	11.—	Mörke, Hubelmannlein . . .	3.—	6.—	Gottfried Keller, Ges. Werke	65.—	—
Hebbel, Mutter und Kind . .	3.—	6.—	Nettelblad, Lebensbeschreibung	6.50	11.—	in Danzigen	—	—

Die Grundzahlen werden jeweilig mit der vom Börsenverein für den deutschen Buchhandel festgelegten Feuerungszahl multipliziert. — „Mit dem gegenwärtig Ueblichen verglichen, sind diese Preise durchaus angemessen. Sie sind es um so mehr, als die Ausstattung der Bücher von ungewöhnlicher Güte ist.“ Hans Frank im Berliner Börsen-Courier

Kleider
Mäntel
Kostüme

Modellhaus
NOTHHAF

DANZIG
Heilige Geistgasse 5

Telephon 5328

Täglich Eingang
von
Pariser Modellen

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. Januar 1923 Nr. 10

Unverlangte Manuskripte nicht einfenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

Walter von Molo: Aus einem kom- menden Buch	447
Heinrich Leis: Der Sinn der Kunst	448
Ludwig Bäte: Willi Geißler mit 11 Bildern	452
Karl von Selner: Bühnenmärchen und Märchenbühne	455
Willibald Osmankowski: Das Krantor	462
Gertrud Storm: Turgenjew und Theo- dor Storm	463
Martin Bornmann: Nacht	465
Franz Mahlke: Die Fischerkate	469
Ludwig Bäte: Das Dorf	470
Adelbert Matthaei: Daniel Chodo- wiecki, ein deutscher Künstler	470
Kurt Siemers: Die Terzinen für Mystica	473
Hans Franck: Die verkrüppelte Birke	474
Franz Mahlke: Der Strandfriedhof	474

Rundschau:

Hans Franck: Der Zeitroman	475
Maximilian Abich: Das Erwachen der Romantik	476
Dr. Kemp: Wissenschaftliche Woche in Memel	479
Max Carstenn: Briefe eines alten Eibingers über Georg Friedrich Händel	479
Dr. Otto Fischer: Ueber die heutige wirtschaftliche Lage in den Wolga- kolonien	481
Carl Lange: Die Soppoter Waldoper	482
Carl Lange: Vom Stokkturn in Danzig	483
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	483
Berichtigung	484
Buchbesprechungen	484—488

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1922
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 2, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Anzeigen-Vertretung für Danzig:
Danziger Anzeigenbüro, Danzig, Langermarkt 15
für Königsberg:

Königsberger Anzeigenbüro, Steinbamm 32a
für Berlin und das Reich:
Georg Stille, Berlin NW. 2, Dorotheenstr. 66/67

Druck von J. S. Preuß,
Verständtäten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank
in
Danzig
Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt
Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38
Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Sieben erschien:

Die Tarifpolitik der deutschen Reichsbahn

herausgegeben vom

Reichsverkehrsministerium

Preis Mark 1.10 Grdz., Schlüsselzahl des B.V.

Zu den Klagen, Vortwürfen und Wünschen von Industrie und Handel wird, unter Heranziehung ausgehnten statistischen und wirtschaftlichen Materials, kritisch Stellung genommen. Eine große Anzahl graphischer Darstellungen und Tabellen vervollständigen die Ausführungen, die geeignet sind, jedem, der mit der Eisenbahn als Fahrgast oder Verfrachter in Berührung steht, über die auftauchenden Probleme, Fahrpreise und Tarife erschöpfende Auskunft zu geben.

Georg Stilke Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67

Herrenstoffe Kostümstoffe

Frost & Miedtke

Danzig IV, Damm 7

Eingang Häkergasse

Gepiante Sonderausgaben

„Baltentland“

„Posen-Bromberg-
Nehedistritz“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Eibing“

„Insterburg“

„Deutschtum in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post oder vom Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unzer,
Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich . . . 600.— Mk.
für jedes Heft . . . 200.— „

Post-Bestellschein
liegt diesem Heft bei.

Die Anzeigen werden berechnet:
 $\frac{1}{4}$ Seite M. 15000 $\frac{1}{8}$ Seite M. 5000
 $\frac{1}{2}$ „ „ 8700 „ „ 2750
Vorzugsplätze teurer; bei Jahresaufträgen mit Nachlaß. Die Preise gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489
Bankkonto:
Delbrück, Schäfer & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Anzeigenpreise:

1	Feld	im Jahre	M. 1700
2	Felder	„ „ „	3200
3	„ „ „	„ „	4200

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

Harzöchterheim Frau H. Müller

Nöschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung d. Haush., gewesl. Formen. Auf Wunsch Musik, Sprachen. Penfionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

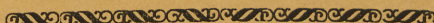
Lähn l. Rausgob. Pädagogium—Landschulheim b. Hirschberg

auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873

Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh. Einjähr.) u. Obersekunda. Streng gereg. Intern. famil. Charakt. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eigen. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder. Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack bietet gründl., zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Gewerbe, Bürgerkunde, Kunstgeschichte, Literatur, Musik bei vorz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 Mk. einschl. Unterricht, wahlweise Fächer extra. Näheres durch Prospekte.



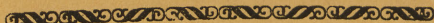
Kinder Landerziehungsinstitut „Heimgarten“

finden sorgfält. körperliche und geistige Pflege. — 15 Zöglinge.

gegründet 1905.

Jugendheim a. d. B., bei Darmstadt.

Leit.: Elisabet Gricke, Käte Bomborn.



HOFFBAUER-STIFTUNG POTSDAM-HERMANNWERDER

JUGENDHEIM (vom 2. Jahre an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben.
FRAUENSCHULE mit staatl. Berecht.
HAUSHALTUNGSSCHULE
★ ERHOLUNGSHHEIM ★
Idyllische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Quisekretärinnen

Füllner-Werkentbin-Lyceum

Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—L)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat. in dem auch zartere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden. Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk. Auskunft durch die Direktorin Dr. E. Eckelmann, z. Zt. Crossen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeld, Vorstand und Leiter.

..... Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz, gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.
Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
Großer Garten und Terrassenaal an der Elbe.
Abgeschlossene Einteilräume für Kraftwagen.

Der Tod des Herzens

von Karl Halbendorf

Broschiert 650.— Mk. In Halbleinen geb. 840.— Mk.

Ein lebensfroher Reitersmann reißt durch schwere Erfahrungen und bitteres Leid zu einem einsamen, tiefdurchgestigten Manne. Deutschlands Schmach läßt ihn endlich in einem letzten erfolgreichen Luftkampf den Tod suchen

Berlin-Wilmersdorf Hermann Paetel Verlag G.m.b.H.
Augustastraße 36

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 191, Heft 1

Januar 1923

Aus dem Inhalt:

Hans Rothfels, Bismarcks Sturz als Forschungsproblem

Josef Körner, Der Narr der Liebe

Oscar A. H. Schmitz, Die Wurzeln des geistigen Bolschewismus

Paul Wentzke, Die tausendjährige Jubelfeier des Deutschen Reiches

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einsendung des Portos von M. 25.—) zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 900.—

Einzelheft Mark 300.—

BERLIN NW. 7,
Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,
Verlagsbuchhandlung.

Sieben erschien:

Wirtschaftspolitische Rundschau der Preußischen Jahrbücher

Herausgegeben von Dr. Walther Schotte

O r i e n t - N u m m e r

I n h a l t :

Dr. Walther Schotte: Orientalische Frage und Weltpolitik

Arthur Dix: England, Frankreich und der Orient

Konsul Dr. Probstner: Die letzten Phasen der Orientfrage (1907) bis zum Kriege

v. S., türkischer Generalmajor: Die griechisch-türkische Frage und der Freiheitskrieg der Kemalisten

D. Ghambaschidse: Die Naturschätze Transkaukasiens

Universitätsprofessor Dr. Carl Uhlig: Mesopotamien

Universitätsprofessor Dr. Richard Hartmann: Die arabische Frage
Englands Handelsinteressen im Orient (inkl. Indien) und die Politik

Dokumentenbeilage

Wortlaut des Türkischen Nationalpaktes v. 28. I. 1920

Türkisch-italienischer Vertrag

Türkisch-russischer Vertrag

Türkisch-kaukasischer Vertrag

Türkisch-französischer Vertrag

Die Note der Sowjetregierung über die Meerengen

Abkommen von Mudania

Preis 300.— Mark

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67 · Georg Stilke Verlagsbuchhandlung